Kolumbien

oder die Geschichte vom gewalttätigen Frieden

INHALT

AUF NACH KOLUMBIEN, 2000 – 2003 **3**
Umweltpolitikberatung im Bürgerkriegsland
EINSTIEG IN KOLUMBIENS BUNTE WIRKLICHKEITEN **7**
Karibik ist auch in Kolumbien bunt – vor allem aber sehr heiß
Ein politischer Projektbesuch und Warnschüsse in der Ciénaga Grande
Ein Kaiman wird ausgewildert
Macondo muss einfach sein
Der ganz normale Wahnsinn: im Auto von Bogotá nach Manizales, oder : alltägliches Reisen in Kolumbien
Musik aus den Katakomben der Salzkathedrale von Zipaquirá
Von Villa de Leyva zu den Gipfeln der Muisca
Zwischen Smaragden und Fledermäusen
Abstecher in den Chocó
Stop over in Medellin
DIALOG MIT DER GUERRILLA IM HAUPTQUARTIER DER FARC **46**
Wieviel Krieg darf es denn sein ?
Einst hieß es: Spaniens Goldräuber gegen Englands Piraten. Heute: Uribe hilft Bush gegen Kolumbien - und morgen?
Eine neue US-Kriegsfront in Lateinamerika nennt sich „Plan Colombia“
Persönliche Betroffenheit durch Kolumbiens Drogenpolitik
FRIEDENSSUCHE **60**
Das schwierigste Thema überhaupt in Kolumbien
Unser Umweltkongress als nationales Ereignis
Frieden – Umwelt – Kultur, die Revolution des Antanas Mockus
Was heißt eigentlich Friedensdividende für die Zivilgesellschaft ?
Mitmachen bei Uribes Friedens-Karawane : Rückeroberung der Llanos
Mitmachen bei Uribes Friedens-Karawane : Rückeroberung von Magdalena und Guajira
Blick auf die heikle Lage in den Nationalparks Tairona und Sierra Nevada
Zu Besuch bei der Wayúu-Prinzessin in der Guajira-Wüste
EIN LANGER, ABER GANGBARER WEG ZU GREEN ECONOMY **87**
Öko-Landbau gegen Drogen : unser Modellprojekt Chimayoy
Bambus gegen Drogen : unser zweites Modellprojekt Chachagüi
Wir sind uns einig : Guadua ist viel mehr als nur dicker Bambus
Die Frage bleibt : Kommt der Frieden - nur weil der Kaffee geht ?
Goldminen gegen Drogen - mitten im Regenwald des Putumayo
UNTERWEGS MIT HOFFNUNGSTRÄGERN EINER NEUEN POLITISCHEN KULTUR **104**
Indigenes Überleben am Amazonas
Indigener Widerstand gegen staatliche Repression
Uribe bleibt bei seiner Gleichung : Indigene + NROs = Terroristen
Eine andere Welt ist möglich – mit NROs in Porto Alegre
ERFAHRUNGEN FESTHALTEN UND WEITERGEBEN **120**
Blick zurück

AUF NACH KOLUMBIEN 2000 – 2003

Ich habe mich in weiten Teilen Lateinamerikas umsehen dürfen. Danach ist Kolumbien für mich das attraktivste Land. Es ist mit allen Landschaften ausgestattet, die auch andere Länder in Lateinamerika auszeichnen – aber es gibt immer noch ein kleines kolumbianisches Sahnehäubchen oben drauf. Zu Kolumbien gehört der Amazonas mit dem tropischen Regenwald; die 6000er Berge mit dem ewigen Schnee der Sierra Nevada; die Guajira-Wüste an der Grenze zu Venezuela; dampfende Vulkane wie der begehbare Galeras im Süden oder der begehbare, aber extrem erruptive Nevado del Ruiz im Zentrum; die Kaffeezone mit ihrem ewigen Frühling auf 1.500 m; die zwei Meere Pazifik und Karibik. Und es gehören 80 verschiedenen Ethnien dazu, die indigenen Völker im Regenwald; die Afro-Amerikaner im Chocó an der Grenze nach Panama; die Wayuu in der Wüste und die Kogi in ihren Bergdörfern in der Sierra Nevada. Von den unterschiedlichen „weißen" Kulturen ganz zu schweigen, den Paisa von Medellin, den Caribeños an der Küste von Sta Marta, den Pastusos an der ecudorianischen Grenze.... Um diese vielen Gesichter Kolumbiens zu entdecken und zu verstehen, gehören mehr als 3 oder 4 Jahre, vor allem dann, wenn man eigentlich zum Arbeiten im Land ist. Und ich wurde zum Arbeiten eingeladen.

Die Grundlage für meinen Einsatz in Kolumbien hatte ich durch meine Rolle als Umweltkoordinator in der Friedrich Ebert Stiftung in Bonn gelegt. Die deutsche Regierungs-Consulting GTZ hatte mich gebeten, ein Konzept für die deutsch-kolumbianische Zusammenarbeit in der Umweltpolitik des Landes zu formulieren und mich anschließend gleich eingeladen, dieses Konzept auch selber in Kolumbien umzusetzen. Ich sah das als außerordentlichen Glücksfall an.[1] Dennoch sagte ich ohne Zögern nur zu, weil die FES gleichzeitig großzügig genug war, mir einen gleichwertigen Arbeitsplatz während dieser Jahre der Abwesenheit warm zu halten.

Ich hinterfragte das Angebot nicht, ob man keinen anderen Fachmann oder Fachfrau für dieses neue Projekt gefunden hatte, weil nicht jedermann die angespannten Verhältnisse in Kolumbien für einen netten Arbeitsplatz hielt. Ich hatte generelle Vorstellungen, wie es im Land zuging. Ich hatte unter der Militärregierung in Peru und dann später wieder in Peru gearbeitet als die große Auseinandersetzung mit der Guerrilla dort losbrach („Leuchtender Pfad"). Und ich hatte vom Ende der Pinochet-Diktatur an beim Wiederaufbau demokratischer Verhältnisse in Chile als FES-Vertreter mitgearbeitet. Etwas salopp gesagt: Kolumbien schreckte mich nicht. Ich war eher auf mich selber und die Arbeitsbedingungen gespannt und wieviel nationale Umweltpolitik wir unter Bürgerkriegsbedingungen tatsächlich umsetzen können würden.

Bei der GTZ bedeutet das „wir" etwas anderes als beim DED in Peru. In Peru war eine bestimmte Organisation oder Institution immer der Counterpart für einen jeweiligen Entwicklungshelfer gewesen. In Peru war ich verantwortlich für rd. 30 Entwicklungshelfer und hatte damit (vereinfacht gesagt) rd 30 peruanische Organisationen, mit denen ich mich abstimmen mußte. Die FES räumte ihrem Vertreter vor Ort dagegen erheblich mehr Freiraum und Gestaltungsmöglichkeiten und damit Eigenverantwortlichkeit ein. In ihn (sie) setzte die FES von vornherein großes Vertrauen, daß er /sie unter den Bedingungen des Landes das Beste für die Partner der Stiftung plant und umsetzt – ohne damit der Stiftung zu schaden.

Jetzt, bei der GTZ, galt die Philosophie, daß wir den Partner bei seinen Projekten unterstützen. Dafür hatte der deutsche Projektleiter (also ich) einen konkreten einheimischen Partner, mit dem er dessen Planungen abstimmt. Da viele GTZ-Projekte ein Ministerium oder eine ähnliche Behörde als Gegenüber haben, mit denen ein Regierungsvertrag abgeschlossen wurde, kann es zu solchen

[1] GTZ war die größte und zugleich staatliche deutsche Organisation der sog. Entwicklungspolitischen Zusammenarbeit bis Dezember 2010. Ab 1.1.2011 wurden GTZ und Deutscher Entwicklungsdienst (DED) und die entwicklungs-politische Ausbildungszentrale InWent zur GIZ fusioniert. Alleiniger Gesellschafter der GIZ ist weiterhin die Bundes-republik Deutschland. Von 2000 an bis Mitte 2003 war ich der sog. Auftragsverantwortliche für die Umweltprojekte der GTZ in Kolumbien

Konstellationen kommen, wie bei mir: mein direkter Partner war der kolumbianische Umweltminister. Das kann hilfreich sein, wie etwa mit Minister Cardoso und Staatspräsident Lula in Brasilien oder mit dem Minister und späterem Staatspräsident Ricardo Lagos in Chile. Da bestand jeweils sehr viel Gemeinsamkeit in der Beurteilung von Problemen und Lösungen. Wenn die Regierung des Gastlandes nicht zum eigenen Weltbild passt, kann das die Counterpart-Situation allerdings auch belasten. Und ich war nicht unbedingt ein Freund der konservativen Regierung Kolumbiens. Sehr häufig wird dem deutschen GTZ-Vertreter ein Büro im Ministerium angeboten und eingerichtet. Genau darauf verzichtete ich als erstes. Denn ich verstand meine Beraterrolle nicht eng bezogen auf das Ministerium, sondern auf die gesamte kolumbianische Umweltpolitik – und die schließt u.a. auch Nichtregierungsorganisationen ein. Solche NROs würden nicht immer gerne zu Besprechungen ins Ministerium kommen, weil sie sich ja gerade als Kritiker der offiziellen Politik verstehen. Würde ich ins Ministerium ziehen, würde ich leichtfertig den Zugang zu einem wichtigen Teil der nationalen Akteure aufs Spiel setzen. Kurz: ich mietete ein Büro an, zu dem jeder Interessierte Zutritt hatte. Die GTZ akzeptierte und das Ministerium ebenso. Im Laufe der Zeit schaffte ich es sogar, daß nicht nur mein Team zu gemeinsamen Sitzungen ins Ministerium fuhr, sondern auch der Minister mit seinen engsten Beratern zu uns ins Büro kam. Das war jedenfalls eher ungewöhnlich.

Ungewöhnlich waren einige weitere Kleinigkeiten für die hauptamtliche GTZ-Koordinatorin in Bogotá. Ich hatte mir von meinem Gutachten her selber eine sehr breite Handlungsplattform vorgegeben. Das bedeutete u.a., ich mußte und wollte mich im ganzen Land bewegen, um möglichst viele relevante Akteure aus den sehr unterschiedlichen Regionen Kolumbiens einzubinden. Wo immer das möglich war, bewegte ich mich mit dem Wagen in diese Regionen. Kolumbien ist so groß und vielfältig, daß jede meiner Dienstreisen dadurch immer auch eine Art Bildungsreise war. Die Koordinatorin konnte das nicht verstehen. Sie flog überall hin – wenn sie sich überhaupt aus Bogotá raus traute. Und sie ermahnte mich ständig, mir endlich einen Dienstwagen mit offiziellem Kennzeichen anzuschaffen. Genau das tat ich aus zwei Gründen nicht: erstens wollte ich die 40 oder 50.000 € lieber für meine Projektmaßnahmen ausgeben und hatte mir daher privat einen Jeep gekauft, für den ich auch keine Dienstfahrten abrechnete. Und zweitens verstand die gute Frau so wenig von Kolumbien, daß sie sich offenbar nicht vorstellen konnte, daß genau solche offiziellen Wagen besonders gerne von der Guerrilla wie auch von den Paramilitärs und von ganz normalen Kriminellen „konfisziert“ wurden und die Fahrer dabei erst gegen höhere Lösegelder wieder frei kamen – im günstigen Falle.

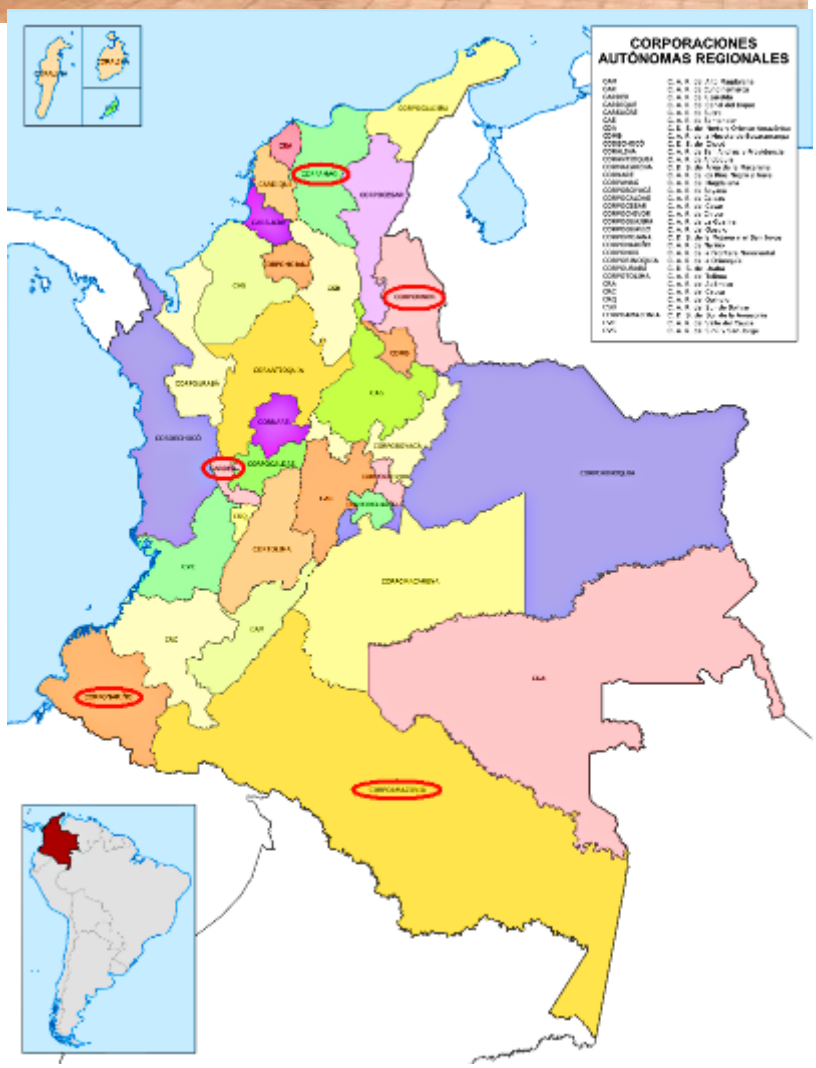
Es gab mehrere solcher Unstimmigkeiten, aber nur mit der Koordinatorin. Die übrigen Kollegen waren mit Projektmanagement und politischer Sensibilität genauso erfahren, wie ich selber. Wir kamen eigentlich alle ziemlich gut miteinander aus – bis auf einen kleinen Punkt, der atmosphärischen Charakter besaß. Außer uns GTZ-Projektleitern gibt es die Gruppe der „integrierten Experten“ (kurz: CIM genannt). Sie sind beruflich genauso qualifiziert, werden aber deutlich schlechter bezahlt, vor allem, weil ein Teil ihres Gehalts von der Partnerorganisation aufgebracht werden muß, in die sie „integriert“ sind. Die normalen GTZ-Projektleiter sehen auf diese CIMler meist von oben herab. Warum? Ich bot der Gruppe von etwa 15 CIMlern im ganzen Land unser Büro mit Versammlungsraum und Küche für ihre eigenen Treffen an, die sie gelegentlich durchführten. Die CIM - KollegInnen nahmen das Angebot hoch erfreut an. Sie hatten keinen entsprechenden eigenen Ort in Bogotá. Daraus entstand ganz nebenbei sogar eine Freundschaft zu einem der CIMler und seiner Frau. Beide schätzte ich menschlich hoch ein und bis heute lebt diese Freundschaft in Deutschland weiter durch unsere regelmäßigen gegenseitigen Besuche. Den Mann (Dr. Ibrahim Abu Abed) hatte ich irgendwann in meine GTZ-Projektmannschaft übernommen als sein Vertrag auslief, er aber gerne weiter in Kolumbien arbeiten wollte. Tatsächlich war es die perfekte win-win-Situation: er wurde finanziert und ich konnte von seinen jahrelangen Erfahrungen mit Umweltprojekten in Kolumbien profitieren und gerne seinen Rat einholen.

Diese wenigen Anmerkungen skizzieren meine persönlichen Rahmenbedingungen im Land. Sie hatten natürlich Einfluß auf die Projekttätigkeit, waren aber nicht wirklich entscheidend. Entscheidender war zunächst, daß ich überraschend schnell ein gutes Projektteam zusammenstellen konnte.
Insgesamt wurden das 10 Frauen, Sektretärin, Buchhalterin, Raumpflegerin eingeschlossen. Dazu gelegentliche Hilfskräfte.
Wir hatten uns auf den Projektnamen „SomosSINA“ geeinigt (etwa: wir sind das Umweltsystem). Mit diesem Namen war von vornherein ein hoher Anspruch verbunden. Den galt es jetzt nur noch einzulösen.

GTZ-Team SomosSINA

Umweltpolitikberatung im Bürgerkriegsland

Mit dem Team SomosSINA wollte und mußte ich jetzt versuchen, soviel wie möglich an tragfähigen Strukturen für die kolumbianische Umweltpolitik aufzubauen. Wir hatten insgesamt einige Mio Euro an Projektmitteln aus Deutschland zur Verfügung. Aber viel wichtiger waren mir „meine Frauen“ und ihre Sensibilität und die Erfahrungen mit ihrer eigenen Kultur und den geltenden gesellschaftlichen Regeln in Bogotá wie in den Regionen. Sie waren alle studierte Ökonomen oder Psychologen oder sonstige Profis und ich konnte sehr viel an sie delegieren und war sicher, unsere Absprachen würden eingehalten. Das war deswegen ein absolutes Muß, weil ich mich selber auf bestimmte Regionen im Land konzentrieren wollte / mußte und dort auf die jeweiligen regionalen Umweltbehörden.



SomoSINA: in 5 Schwerpunktregionen

Es waren genau die regionalen Umweltbehörden, die ich damals für die GTZ in Eschborn in einer Grafik als Systemelemente dargestellt hatte, als regionale Pfeiler des SomoSINA-Projekts. Eine junge Grafikerin hatte inzwischen das als unser Logo entwickelt, was das Projekt ausdrücken sollte: Vernetztes Denken und Handeln zwischen großen und kleinen Akteuren, die zwar ihre Identität (= Farbe) behalten, aber dem Gesamtsystem Umwelt dynamische Stabilität verleihen:

Karibik

Unser Projektbüro mit kleiner Mannschaft wurde in der karibischen Hafenstadt Sta Marta eingerichtet. Wichtiger offizieller Partner: die Umweltbehörde CORPAMAG. Größtes ökologisches Problem: die nahe gelegene Mündung von Kolumbiens größtem Fluß - Río Magdalena. Das riesige Mündungsdelta, die Ciénaga Grande, war charakterisiert durch hohe Belastungen des Wassers bei ungeklärter oder illegaler Wassernutzung für Landwirtschaft und Viehzucht und einem generell stark bedrohten Ökosystem im gesamten Mündungsgebiet. In diesem Mündungsgebiet lebten seit alters her außerdem Fischergemeinden in ihren verstreuten Pfahldörfern. Das Sahnehäubchen der Ciénaga Grande: sie war der wichtigste Exportkorridor für kolumbianisches Cocain und gleichzeitig Importkorridor für die militärische Ausrüstung der Guerrilla. Entsprechend bekämpften sich die Guerrilla und die Paramilitärs genau hier.

Pasto (Süden)

Anfangs gab es kein eigenes Projektbüro in der Provinzhauptstadt des südlichen NARIÑO. Der Leiter der offiziellen Umweltbehörde – CORPONARIÑO – und ich dachten und handelten so dekkungsgleich, daß er quasi unsere Projektvertretung darstellte. Zusammen brachten wir zwei hochinteressante Massnahmen außerhalb von Pasto mit den dortigen Bauern ans Laufen, was mit zu dem Besten gehörte, das ich in Kolumbien mitverantworten konnte – vielleicht sogar in meiner gesamten beruflichen Laufbahn in Lateinamerika. Im Laufe der Zeit richteten wir dennoch eine kleine Außenstelle für SomosSINA ein, nachdem ich einen Tip erhalten hatte und eine deutsche Architektin aus Ecuador abwerben konnte, die hervorragend zu unserem Projekt in Pasto paßte.

Cúcuta (Norden)

In der Grenzregion zu Venezuela (in der Monika und ich in der Studentenzeit schon mal unterwegs waren) hieß das zentrale Thema „Wald“ bzw. legaler und illegaler Holzeinschlag. Der offizielle Partner war CORPONOR mit außerordentlich sympathischen KollegInnen. So sympathisch, daß wir schon bald nicht mehr nur über Wald diskutierten, sondern auch über Fußball. Hier wurde die Idee von Fußballmanschaften der einzelnen Umweltbehörden (CAR) geboren und von einem Tournier, das reihum in den 5 Regionen unseres Projekts abgehalten werden sollte. Aus SomoSINA finanzierte ich die Trickots. Die einzelnen CAR übernahmen die anfallenden Reisekosten. Die jeweilige lokale CAR sorgte dann für Unterkunft. Neben unseren regelmäßigen Arbeitstreffen zwischen den CAR-Direktoren und SomoSINA wurde der Fußball ein strategisches Element der Netzwerkbildung zwischen diesen Umweltbehörden. Natürlich spielte ich selber mit. Aus irgendeinem Grund bei der Mannschaft der Kaffeezone.

Erst viele Jahre später hatte Venezuelas Präsident Maduro sein Land so extrem gegen alle Wände gefahrn, daß genau hier in Cúcuta die Brücke Simon-Bolivar zwischen Venezuela und Kolumbien für wahrscheinlich 2 Mio Menschen das wichtigste Tor zum nackten Überleben wurde. Zehntausende wechselten

Regenwald, Amazonas, Indigene

Außer der exzellenten Zusammenarbeit in Pasto und unserer Ökolandwirtschaft mit den dortigen Bauern, lag mir wohl das Thema „tropischer Regenwald“ und „Erhalt der indigenen Kulturen“ im Amazonasgebiet am meisten am Herzen. Der Projektpartner war CORPOAMAZONÍA. Den Kontakt suchte ich selber vor allem zu den Vertretern der indigenen Völker, die sich schon zu einem starken Verband zusammengefunden hatten, der Organisation der indigenen Völker des kolumbiani-

schen Amazonasgebietes (OPIAC). Und die waren ihrerseits schon Mitglied in dem länderübergreifenden Verband COICA, dem Dachverband der indigenen Organisationen des Amazonasbeckens. In der wichtigstens kolumbianischen Stadt am Amazonas, in Leticia, direkt an der Grenze mit Brasilien und Peru, war ich daher einige Male unterwegs und wir organisierten auch große internationale Treffen (Konferenzen) in Leticia, bei denen der Umweltminister ebenso wie Holzunternehmer, europäische Botschaften und natürlich die indigenen Sprecher teilnahmen, um mehr Aufmerksamkeit für Fragen zu schaffen, an denen ich schon in Bonn gearbeitet hatte: Erhalt der Biodiversität.

Kaffeezone

In der Hauptstadt der Kaffeeregion Risaralda - Pereira - hatte ich es mit zwei offiziellen Partnern zu tun. Zum einen die Umweltbehörde CARDER. Zum anderen die Universität von Pereira. An der Universität arbeitete ein aus Deutschland entsandter Fachmann für das Thema „Bambus als Baumaterial“. Sein Arbeitsvertrag lief gerade aus. Ich hatte mich von CARDER und der Universität davon überzeugen lassen, daß dieses Bambus-Projekt in der Erdbebenregion von Risaralda zu dem Wichtigsten gehörte, das die deutsche Entwicklungszusammenarbeit im Land leistete. Ich hatte verstanden und übernahm auch den deutschen Fachmann, Dr. Michael Tistl, in unser Projekt SomosSINA. Der Unterschied zu den anderen Regionen bestand jetzt nicht nur in zwei offiziellen Projektpartnern und einem weiteren deutschen Mitarbeiter. Die Kaffeezone war von der Guerrilla FARC für ihre Kämpfer auch als eine Ferien-Provinz definiert worden. Hier fanden praktisch keine der sonstigen militärischen Auseinandersetzungen statt. Hier durften die Guerrilleros ihren Sommerurlaub verbringen. Das wurde bald auch für mich selber ein hoch interessantes Detail.

Wenn wir etwas zuwege bringen wollten, mußte es zunächst in diesen 5 Regionen klappen. Der nächste Schritt würde dann die stärkere Vernetzung der Regionen und die Ausweitung unserer Erfahrungen auf andere der 17 Regionen Kolumbiens sein. Das Fußball-Tournier war dafür die erste große Masche für dieses Netz. Das so zu formulieren, zeigt schon, daß mir /unserem Team das Umweltministerium nicht in erster Linie am Herzen lag.

►▼◄

EINSTIEG IN KOLUMBIENS BUNTE WIRKLICHKEITEN

Wir hatten als Familie in Chile gute Erfahrungen mit der frühzeitigen Erkundung wichtiger, sehr unterschiedlicher Landesteile gemacht. Das hatte erheblich zum Verständnis unseres Gastlandes beigetragen. Jetzt, in Kolumbien hatte ich ähnliches vor. Wenigstens meine 5 Projektregionen mußte ich einigermaßen kennen.

Karibik ist auch in Kolumbien bunt – vor allem aber sehr heiß

Sehr heiß ist es an Kolumbiens karibischer Küste, weil hier massiver Drogenschmuggel in Richtung Florida organisiert wird. Und am Drogengeschäft wollen viele beteiligt sein. Also gibt es heiße Kämpfe zwischen den Vielen.

Mein Flug aus dem wolkenverhangenen Bogotá in die 1000 Km entfernte Hauptstadt des Karibik-Departements Magdalena, also nach Santa Marta, ging eigentlich pünktlich los, nur 35 Minuten Verspätung. Beim Einchecken, eine halbe Stunde vor Abflug, hatte die nette junge Dame in ihrer gestreiften Avianca-Uniform den Start sogar noch um 5 Minuten vorverlegt. Dadurch hatte es im Flughafen-Café dann gerade nicht mehr für den Espresso de la mañana gereicht. Der Flug selbst wie ein Schnitt quer durch alle wichtigen Landschaften Kolumbiens: über das Andenhochland, entlang des Vaters aller kolumbianischen Flüsse - des Magdalena - , über umkämpfte Rauschgift-

und Smaragdregionen hinweg und hinunter an die blaue karibische Küste. Der Avianca-Kaffee war immerhin heiß und mit dem heißen Dampf stieg auch die Frage auf, wie viel vom Blut des wilden, ursprünglichen Volkes der Kariben eigentlich noch im Alltag der heutigen Küstenbewohner zu finden sein würde.
Die letzte halbe Stunde blieb der Himmel verhangen. Wenig zu sehen von den endlosen Bananenplantagen der amerikanische Dole-Company und von den Zebu-Rindern für McDonalds, die irgendwo da unten auf den Abtransport ins Land des großen Bruders warteten. Dafür machte der Flughafen Simón Bolívar von Sta. Marta gleich viel her. Jede Menge schwer bewaffneter Soldaten. Ich dachte schon, die wollten mich vor den Kariben schützen. Nichts da. Da wurde nur die Jungfrau Maria geschützt, die etliche Dutzend Gläubige (Gläubiger?) aus dem Flieger ausluden, feierlich durch die Flughafenhalle trugen und dann zum Pilgermarsch oder so in das 20 Km entfernte Stadtzentrum aufbrachen. Eines war sofort klar: das ganze Unternehmen würde bei diesen Temperaturen ziemlich schweißtreibend werden.
An der Seite, fast schon aufs Rollfeld abgedrängt, wartete geduldig der hiesige GTZ-Kollege Gustavo. Sehr vertrauenserweckend, nichts gefährliches an ihm, ganz im Gegenteil, eher bayerisch, in kurzen Hosen und gut genährt. Sein Dienstwagen: ein robuster Pick-up. Gustavo rollt sein Auto sanft wie einen Kinderwagen die Küstenstraße entlang. Links die karibische Bilderbuchküste; noch grüne Bananenstauden; Agfa-mässiges blaues Meer. Dann legte sich ein schwarzer Staubschleier von der gewaltigen Kohlenhalde der amerikanischen Drummond Company sanft und zäh auf die Autostrasse und die karibische Landschaft und störte irgendwie. Die Bananenstauden wichen jetzt Kandelaberkakteen. Auf einmal ein Stück Benidorm, ein ganzer Pulk brutal hochgezogener Hotelwolkenkratzer. Die Bananen weg und auch das Meer. Selbst dem unbedarften Reisenden wird deutlich: hier war jemand dabei, schmutziges Geld zu waschen. Nach der Anzahl der Hotelklötze zu urteilen, bestand größerer Waschbedarf.
Im weiten Bogen führt die Strasse auf einen Hügel hinauf und von dort oben zeigte sich **Santa Marta** als flach gebautes Städtchen, zwischen Hügelketten und Meer mit sehr viel Grün und nur einem kleinen Streifen von Hochhäusern entlang der Küstenlinie. Sehr friedlich. Ein paar Ozeanfrachter und Kohletransporter im Hafen, sehr gemäßigtes Verkehrsaufkommen, praktisch keiner der großen stinkenden Busse von Bogota auf den Strassen. Dafür kleine weiße, flitzige Büsschen, auf die kleinen karibischen Körpermasse zugeschnitten. Das Dach niedrig. Als Europäer sitzt du eher demütig mit geneigtem Kopf auf irgendwas - manchmal auf einem Sitz, manchmal halb auf dem Schoss eines anderen Mitfahrers oder -rin. Die Hühner bleiben in aller Regel draußen auf dem Dach angebunden. Alle Fenster auf, meist auch die Tür. Luft kommt also ausreichend rein. Daher schwitzt man am meisten, wenn das Büsschen hält. Und es hält oft, da jeder dort einsteigt, wo ihm gerade nach Einsteigen zumute ist. Das Thema Haltestellen muss erst noch entwickelt werden.
Die Stadt war dann doch schnell durchquert. An der Kathedrale vorbei, zwei Schlenker und dann rechts wieder zur Stadt hinaus. Hinter dem nächsten Hügel, da wurde der Karibikfilm volle Wirklichkeit: ein Blick auf eine trockene Küstenlandschaft, wieder viele Kakteen, Felsen, ein kleiner Halbmond von Strand, aus Sand gemalt. Wir rollen einen Hügel hinauf und blicken von oben auf die Holzhäuschen der Bucht von **Taganga**. Fischerboote, Kanus, manche im Wasser, andere neben einer Hütte, Netze zum Trocknen. Ein paar Palmen für den Schatten und ein kleines blau gestrichenes Hotel. Nah an Sta Marta und doch schon ganz weit weg. Gustavo wartet bei einem gefrorenen Bier bis ich meinen Koffer ins Zimmer gewuchtet habe und dann wollen wir zunächst einmal die Arbeitstage verplanen. Denn die GTZ hatte mir empfohlen, Gustavo als Mitarbeiter aus einem vorherigen Projekt zu übernehmen. Er sei zuverlässig. Ich setzte mich zum neuen Kollegen (eigentlich war er der alte Kollege und ich der neue) auf die kleine Terrasse des kleinen Hotels direkt im Sand. Ich sah es in Gustavos Gesicht: an diesem Samstagmorgen nur an die nächsten Sitzungen zu denken und nur an die Konflikte im Projekt, an den Kampf um Wasser und Land zwischen Fischergruppen und Viehzüchtern, zwischen Guerrillas und Paramilitärs und sich die drohende Invasion

US-amerikanischer Militärberater vorzustellen - in diesem Moment passte das nicht wirklich. Aber als gutes deutsches Arbeitstier hatte ich weder T-Shirt noch Shorts und auch keine Sandalen mit. Kein wirkliches Problem: da stand schon eine Frau aus dem Dorf ganz zufällig in der Nähe und bot alles das an, was mir jetzt fehlte. Der Tag war gerettet. Jetzt konnten wir beide sehr entspannt und mit Blick aufs Meer alle wichtigen strategischen Fragen andenken, die wir in den kommenden Tagen lösen wollten. Und es gab auch noch ein zweites Bier on the rocks.

Gustavo ginge im Allgäu als Einheimischer durch und strahlt auch die entsprechende innere Stabilität aus. Aber das kühle Getränk löst die Zunge und vermittelt mir letztlich alles, was ich hier verstehen muß und möchte. Die bisherige technische Beratung durch die GTZ und die Interamerikanische Entwicklungsbank der letzten Jahre hat zu deutlicher Verbesserung der Wasserqualität dieser riesigen Süßwasser-Salzwasser-Lagune geführt, die mit 700 Km^2 etwa 1 ½ mal so groß ist wie der Bodensee. Abgestorbene Mangrovenstreifen haben sich an einigen Stellen erholt und sind wieder nachgewachsen, der Fischbestand hat langsam zugenommen. Nur, an diesen ersten Erfolgen wollen sich jetzt viele verschiedene Gruppen beteiligen - und das schafft zwangsläufig eine sehr komplexe Konfliktlage.

der noch tote Teil der Ciénaga Grande

Da treten die Viehzüchter auf und wollen die verbesserte Wasserversorgung der Lagune für ihre Weiden nutzen (Weiden, die sie der Laguna seit Jahren abtrotzen und mit Gewalt und Korruption legalisiert haben). Ebenso die großen Bananenproduzenten, wie Dole, aber natürlich auch die ange-stammten Fischer in ihren Pfahlbautensiedlungen mitten im See und nicht zuletzt völlig ortsfrem-de Gruppen aus Vertriebenen, aus Fischern anderer Gegenden, Händlern etc. Damit das Gerangel noch ein bisschen Pfiff erhält, sind natürlich auch die zwei Hauptgruppierungen der Guerrillas (FARC, ELN) und damit wiederum sehr schnell auch die Paramilitärs auf dem Plan und versuchen, ihr eigenes Ordnungssystem mit Gewalt durchzusetzen. Zwangsläufig denke ich an die Vernetzung der öffentlichen Einrichtungen, wie CORPAMAG, Gouverneur und Universität mit den Organisationen der Zivilgesellschaft und den hier aktiven (ausländischen) Hilfsorganisationen. Wenn ich Gustavo so zuhöre, habe ich den Eindruck, dass diesen entscheidenden Fragen für jedes nachhaltige Projektmanagement nicht immer die erforderliche Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Aber bevor alles doch noch in eine Arbeitssitzung abgleitet taucht am späten Nachmittag, kurz bevor die Sonne um 6.00 den Strand in karibisches Rot taucht, noch die Büromannschaft (Frauenschaft) zur Begrüßung auf. Es bleibt bei Jeans, T-Shirt und Badeschlappen und damit beim Karibik feeling. Nach dem Wochenende wurde es dann ernst. Die ersten Gespräche mit dem Direktor der Umweltbehörde und beim Gouverneur hatten meine Zweifel tatsächlich nur unterfüttert. Ich denke, Gustavo und ich werden noch eine Menge Arbeit haben.
Den Vorschlag zur konkreten Erkundung unseres Projektgebietes hatte ich erwartet und stimmte sofort zu. Das zentrale Projektgebiet, die Lagune Ciénaga Grande, ist nur im Boot zu befahren. Eine Dienstfahrt im schnellen Motorboot der Umweltbehörde von Horizont zu Horizont vermittelt den

Eindruck, auf dem offenen Meer zu sein. Rechts und links springen Fische in allen Größen meterweit aus dem Wasser und versuchen, sich vor dem dröhnenden Ungetüm zu retten. Eine ganze Anzahl der Fische landete im Laufe der Fahrt auf dem eigenen Schoss oder irgendwo im Boot (und wird natürlich wieder ins Wasser entlassen). Dann ein winziger Streifen am Horizont: eine der Pfahlbautensiedlungen.

Pfahldörfer mitten in der Ciénaga, unserem Projektgebiet mit Tierhaltung im Wasser und aufgeschüttetem Sportplatz

Das Boot nähert sich rasch und kurvt endlich zwischen den einzelnen Häusern hindurch. Hier ein paar Gespräche, dort ein paar Informationen. Das Wasser ist nur etwa 1 m tief. Zwischen den Häusern spielen Kinder im Wasser. Auf Pfählen und Planken aufgeschüttet gibt es sogar einen Sportplatz und natürlich eine Schule und eine Kirche.
Nur Strassen gibt es nicht. Wer sich bewegen will oder muss, springt in seinen Ein-baum und paddelt los.

Fischen in den Mangroven der Ciénga Grande

Eine ganze Reihe von Häusern hat TV-Antennen aufs Dach gesetzt. Eindeutige Hinweise auf die genannten wirtschaftlichen Erfolge des bisherigen Projekts, die jetzt abgesichert werden müssen.
Später fahren wir durch schmale Öffnungen in die Mangrovenwälder hinein, bleiben das eine uns andere Mal mit der

Schraube an einem verdeckten Baumstumpf hängen, kriegen das Boot aber immer wieder frei und sehen an vielen Stellen hinter der grünen Randzone dieser Kanäle noch immer riesige tote Mangrovenflächen, die durch Übernutzung und teilweise auch durch die schwankende Mischung aus dem karibischen Meerwasser und dem Süßwasser des Magdalena verursacht sind. An einer Stelle reden wir mit dem Fischer, der mutterseelenallein und nach traditioneller Weise seine paar Fische aus dem Wasser holt und wie einen Beweis hochhält.

es gibt wieder Fische in der Ciénaga

An anderer Stelle sehen wir, wie Gruppen verbotenerweise mit grossen Rundnetzen fischen und damit den Fischbestand überfischen. Dann schneidet uns ein Segler, der Trinkwasserfässer geladen hat, die er Fluss aufwärts aufnimmt und sie den Fischern in ihren Pfahldörfern verkauft, weil das Lagunenwasser wegen seines Salzgehalts nicht als Trinkwasser geeignet ist.

Ein politischer Projektbesuch und Warnschüsse in der Ciénaga Grande

(Brief-Auszug:)
Die Ciénaga Grande ist vielleicht die ambivalenteste Region in Kolumbien. Das hatte ich zwanglos bei einem zwanglosen Gespräch mit deutschen Besuchern in der Botschaft erzählt. Den Botschafter hatte das hellhörig gemacht. Er schlug einen Projektbesuch vor, auch weil demnächst die Kolumbien-Referentin des BMZ zum offiziellen Besuch angesagt war. Da wollte der Botschafter zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, seine Neugier befriedigen und der Referentin gleich etwas Interessantes anbieten. Seit gut 2 Wochen stand jetzt das Programm für diesen Besuch im Projektgebiet. Wir hatten auch gleich den ebenfalls neuen GTZ-Kollegen für die Modernisierung der öffentlichen Verwaltung mit eingebaut. Er hatte dort oben ebenfalls ein Projekt. So viele unterschiedliche Ziele in ein einzelnes Programm zu packen, ist immer ein bisschen riskant. Wenn es gut läuft, bleibt ein guter Eindruck zurück. Wenn ein Element im Programm schief läuft, gerät die ganze Veranstaltung in Schieflage. Aber wir leben und arbeiten hier sowieso immer mit einem Fuß auf einer glitschigen Bananenschale. Am Freitag sollte der Botschafter auftreten. Ab Donnerstagabend sollte die BMZ-Vertreterin direkt von Deutschland nach Sta. Marta kommen. Der Gouverneur des Departaments Magdalena (Hauptstadt Sta. Marta), die Leiter der diversen sonstigen staatlichen Institutionen sahen dem für sie wichtigen diplomatischen Ereignis mit ziemlicher Spannung entgegen. Der Gouverneur hatte eine Ordensverleihung an den Botschafter für die vielen Jahre erfreulicher deutscher Entwicklungszusammenarbeit vorgesehen. Die Medien waren alarmiert. Am Dienstag flog ich nach Sta. Marta. Es galt, mit dem örtlichen Mitarbeiter Gustavo und unserem Büro und den wichtigsten Partnerorganisationen die Jahresplanung endlich zu konkretisieren und natürlich wollte ich sicherstellen, dass in diesem karibischen Ambiente wirklich alles so vorbereitet war, wie abgesprochen. Immerhin sollte der einzige Hubschrauber der Gegend für einen Flug über das Projektgebiet und den Rio Magdalena zur Verfügung stehen; sollte ein Treffen mit der Zielgruppe des Projekts – den Fischern und Kleinbauern – mitten im Projektgebiet zustande kommen; sollten Bürgermeister, Lehrer und sonstige Bewohner dieser größten Mangro-

venregion Lateinamerikas für ein direktes Gespräch mit dem deutschen Botschafter und dem BMZ mitten in ihrem Lebensraum eingeladen sein.

Planungssitzung im GTZ-Büro, Santa Marta

Bis Mittwochabend waren unsere internen Arbeitsgespräche für die Jahresplanung etc gut vorangekommen. Gegen 20.00 Uhr kam ein Anruf, dass soeben der Fischer erschossen worden war, der die ganzen Kontakte draußen in der Ciénaga mit den anderen Fischern, Bauern, Lehrern, Bürgermeistern gemacht hatte, der wusste, wo man ein Sonnendach für die Gespräche draußen am Rande der Mangrovenlandschaft ausleihen konnte und ob ein Getränkevertrieb bereit war, für die Besucher und die Schulkinder und alle anderen die Versorgung zu übernehmen. Alles das hatte in der Hand dieses einen Mannes von der Basis gelegen. Der war soeben von einem gedungenen Mörder auf einem Motorrad „beseitigt" worden, von einem der vielen hundert sicarios *in diesem Land. Aus unserer Sicht ohne irgendein Motiv.*[2] *Aber wer kennt hier draußen die verschlungenen Beziehungen der Menschen untereinander, die im ständigen Überlebenskampf die unterschiedlichsten Koalitionen eingehen und ihre eigenen Überlebensstrategien entwickeln – nur, manchmal funktionieren sie nicht. Natürlich sind wir gleich am nächsten Morgen in das Dorf des Mannes gefahren, haben der plötzlichen Witwe eine Spende übergeben und mit dem Gemeinderat gesprochen. Aber dann ging trotzdem unser Alltag weiter. Dann mussten alle die Kontakte neu aufgenommen werden, die der Fischer schon geknüpft hatte. Den ganzen Tag über waren wir draußen im Gelände, immer auch mit der Frage im Hinterkopf, wie sicher ist der vorgesehene Treffpunkt mit der lokalen Bevölkerung für Botschafter, BMZ, Gouverneur. Könnte von irgendwo ein Attentat oder eine Entführung organisiert werden. Allerdings war erheblich stärker als wir selber die hiesige Landeskriminalpolizei mit diesen Fragen beschäftigt. Es hatte hier noch keinen Botschafterbesuch gegeben. Alle Räder liefen daher auf Hochtouren.*

Am Freitagmorgen gegen 6.00 gab es ein schnelles Frühstück im Hotel direkt am Strand von Rodadero, dem high-life-Vorort von Santa Marta. Wir hatten einen ganzen Pulk von Autos organisiert, um die deutschen Gäste, die Projektmitarbeiter, den Gouverneur und seine bodyguards, Journalisten und sonstige Leute die anderthalb Stunden hinaus an den Rand der Ciénaga zu chauffieren. Als erstes kam uns der Gouverneur abhanden. Er musste unvermittelt mit den Militärkommandanten der Region eine Krisensitzung einberufen. Wenn hier Ärger mit der Guerrilla

[2] Natürlich ist „sicarios" eine perverse Namensgebung. Denn die Sikarier waren schließlich eine jüdische Bruderschaft, die ihre Dolche gegen die römische Besatzungsmacht führte. In seinem Roman „La Virgen de los Sicarios" hat der kolumbianische Schriftsteller *Fernando Vallejo* ihnen gewissermaßen ein Denkmal gesetzt. Aber vor allem hat Vallejo, der in der Drogenmetropole Medellin geboren wurde, die professionelle Gefühlslosigkeit der sicarios dem Leser vermitteln können. Sie morden ihre eigenen Landsleute ohne politische Botschaft, lediglich als gedungene Mörder. Das war hier in der Ciénaga wahrscheinlich auch geschehen

oder den Paramilitärs droht, spricht man nur vom „Problem öffentlicher Ordnung". Dieses Problem drohte offenbar. Ich hoffte nur, dass das nichts direktes mit unserem Botschafter zu tun hatte. Der Botschafter hatte in der nächsten Stadt – Barranquilla – übernachtet und ihn mussten wir jetzt zunächst abholen. Barranquilla liegt an der Mündung des Rio Magdalena und dort wird der einzige verfügbare Hubschrauber in der ganzen Gegend gewartet. Mit Botschafter, BMZ-Referentin, dem Direktor der regionalen Umweltbehörde und mir zwängten wir uns kurz nach 8.00 in die kleine Flugmaschine, verstopften uns die Ohren mit Watte und wurden trotzdem völlig zugedröhnt vom Lärm der Rotoren. Aber wie eine kleine böse Hornisse stieg der Apparat hoch auf, wir waren sofort über den breiten Wassern des Magdalena, flogen ihn 20 Minuten lang stromaufwärts, dann in einer großen Kurve nach Norden in das angrenzende Mangrovengebiet der Ciénaga Grande. Von oben war alles bestens zu erkennen, was unser Projekt eigentlich rechtfertigt: die Versorgung der Ciénaga mit Süßwasser durch den Rio Magdalena über viele natürliche Rinnsale, miteinander verbundene Tümpel und Seen und vor allem drei größere künstliche Kanäle, auf denen die Fischer dieses 4.300 km^2 großen Ökosystems des Magdalena mit ihren Kanus und Netzten unterwegs waren. An vielen, vielen Stellen waren die Mangroven abgestorben. Damit gab es an diesen Stellen auch kaum mehr geschützte Laichplätze für die Fische. Und damit eine unmittelbare Existenzbedrohung für die Ciénaga-Fischer. Die Ursachen waren von hier oben allerdings auch schnell und auf einen Blick zu erkennen: Am Nordufer des Magdalena verwandeln immer mehr Viehzüchter, Bananen- und Ölpalmpflanzer die Flusslandschaft in Viehweide und Ackerfläche, immer mehr Wasser wird dafür vom Fluss abgezweigt. Dadurch kommt viel zu wenig Süßwasser vom Magdalena auf natürliche Weise in die Ciénaga, um sich mit dem Salzwasser zu mischen, das am nördlichen Rand der Landschaft direkt vom Meer hereingespült wird – oder besser gesagt: unter natürlichen Bedingungen hereingespült würde. Denn seit den 60er Jahren wurde die hauchdünne Küstenlinie zwischen der Ciénaga und dem karibischen Meer mit einer Autostrasse überbaut und schneidet seither das Mangrovengebiet vom Meer ab. Das Bild von der Kurischen Nehrung kommt dem nahe. Die Ciénaga ist auch deswegen in weiten Teilen abgestorben.

Der natürliche Austausch von Süß- und Salzwasser funktioniert nicht mehr im natürlichen Rhythmus, sondern muss heute aufwändig künstlich gesteuert werden – und diese Steuerung funktioniert nicht, weil zu viele unterschiedliche Interessengruppen sich gegenseitig behindern, damit Konflikte schaffen, die letztlich die Guerrilla und dann auch die Paramilitärs auf den Plan rufen, weil durch die Konflikte auch deren ureigene Geschäfte (Drogenhandel, Waffenhandel) zu sehr gestört werden. Beide Gewalt-Gruppen sind ja – anders als die Fischer - nicht am Wasser an sich, wohl aber an kontrollierten Verhältnissen auf diesem Wasserweg interessiert. Denn die Ciénaga ist ein zentraler Exportkorridor für das Cocain in die USA und nach Europa und ist der Importkorridor von Waffen aus den USA und Europa für den internen Bürgerkrieg. Somit versammelt die Ciénaga Grande heute alle Konflikttypen, die Kolumbien zu bieten hat, auf kleinem Raum.

Von oben waren allerdings auch – zum Glück – immer wieder erfreuliche Ergebnisse der Projektarbeit zu sehen. An den Rändern der Kanäle und der Mangroveninseln war das Grün der nachwachsenden Mangroven deutlich zu erkennen und eben dort lagen auch die einzelnen Kanus der Fischer und machten offenbar gute Fänge. Der Botschafter machte sich eifrig Notizen und sprach dann später am Boden lange mit den Fischern, mit den Kleinbauern und Lehrern und Schülern über ihre Wahrnehmung, über die Gewalt, die in der ganzen Zone leider eher zugenommen hat und über die Bereitschaft der Bundesregierung, die ökologischen und die ökonomischen und die sozialen Entwicklungen in der Region um die Ciénaga Grande mit Aufmerksamkeit weiterzuverfolgen. Schließlich ist die Ciénaga zum Jahresende 2000 von der UNESCO zum Biosphärenreservat erklärt worden und hat damit die Anerkennung als ökologisches Erbe der Menschheit gefunden, die die Region wegen ihrer großen Bedeutung als Vogelschutzgebiet und wegen ihrer Biodiversität objektiv auch besitzt. ....

Ein Kaiman wird ausgewildert

(Brief-Auszug:)
Die Karibik wäre nicht die Karibik, wenn es nicht auch solche Geschichten gäbe:
Irgendwann in dieser Woche traf ich zufällig meinen Hotelbesitzer in der Stadt und er erzählte, dass er am Nachmittag einen Kaiman zu seinem eigenen Wochenendhaus transportieren müsse. Das hörte sich spannend genug an, um mich gleich für diese Fahrt mit anzumelden. Ich war pünktlich um 14.00 im zoologischen Gehege der Uni von Sta Marta. Dort hatte man einen mittelprächtigen Kaiman in einem kleinen Becken abgelegt. Das Tier hatte die Polizei einem Drogenhändler abgenommen, der es wohl bei sich im Garten zur Erhöhung des Adrenalinspiegels seiner Gäste laufen ließ. Das Tier wurde jetzt von uns beiden plus zwei Dozenten unter Anleitung eines Veterinärs aus dem Becken gelockt, mit Stricken zusammengebunden, auf einen kleinen Pickup-Transporter gehievt (da mussten allerdings auch noch eine Indianerfamilie und einer der Helfer Platz finden). Dann rollten wir irgendwelche 50 Km quer durchs Land zum Landhaus von Augusto, unserem Hotelier. Das Landhaus selbst war nicht viel mehr als eine Indianerhütte. Darin lebte auch eine solche Familie und bewachte und bearbeitete das Land von Augusto. Was aber war das Land? So etwa 20 ha reinster Urwald, mit Sumpf, mit dichtem Wald, mit einer Hängebrücke irgendwo über einen verschlammten Wasserarm, mit Holzstegen an manchen Stellen, weil dort in der Regenzeit das Wasser deutlich ansteigen konnte. Pikant war allerdings, dass in diesem Urwald auch alles dazugehörige Getier frei lebte, auch schon ein paar ausgewachsene Kaimane, dazu jede Menge Papageien, Riesenkrebse und ich weiß nicht, welche Sorte Schlangen, Affen, Fledermäuse, Skorpione; dazu die Formationsflüge unfreundlicher Moskitos.
Der erste Arbeitsgang bestand jedenfalls darin, unseren Kaiman erstmal wieder vom Transporter zu hieven, die Verschnürung zu lösen. Vor allem hier hofften wir inständig, dass der Kaiman von der langen Fahrt erschöpft war und nicht sofort in die erste beste Hand biss, die ihm jetzt helfen wollte... Und dann unseren Fahrgast möglichst schnell ins trübe Wasser dieser sumpfigen Kanäle schupsen bevor er Lust auf einen größeren Landausflug bekommen konnte. Alles klappte sehr gut, keiner wurde gebissen, keiner verlor einen Finger, wie wir es damals im tropischen Australien ein paar Mal gesehen hatten. Unser Tier war von den Stricken und vom verschnürten Liegen auf dem Auto und den holprigen Wegen leicht verschrammt, aber sonst völlig ok. Einmal wieder im Wasser konnte der Kleine gar nicht recht glauben, dass der ganze Stress nun vorbei war. Aber irgendwann tauchte er plötzlich ab auf den Grund und war für uns nicht mehr zu sehen.

Kaiman wird in seinen natürlichen Lebensraum ausgewildert

Alles war getan. Wir gingen über einen kleinen Pfad tiefer in den Wald, über einige der Stege, die auch ein paar festgeschraubte Bretter hatten, aber auch manches reparaturbedürftige Querholz. Wo es dann gar keinen Weg mehr gab, lag in einem kleinen Tümpel ein

Einbaum mit einem langen Seil, an dem wir uns über das Wasser ziehen konnten und dann auch bald zu der eigentlichen Hütte von Augusto kamen. Hier war ein hübscher Platz gerodet, unter einem Schilfdach hingen ein halbes Dutzend Hängematten für ihn selbst, für seine Freunde, für Besucher. Von hier kann man theoretisch auch das eine oder andere Krokodil in den Wasserarmen sehen, sagte Augusto. Und praktisch? Heute wollte keines etwas mit uns zu tun haben. Aus Sicherheitsgründen machten wir uns dann kurz vorm Dunkelwerden wieder auf den Rückweg. Wer weiß denn schon wirklich, wie Krokodile ticken, wenn es dunkel ist und man aus Versehen zu nahe ans Wasser kommt?

Macondo muss einfach sein

Wenn der Krokodiltransport etwas fürs Herz war, dann kam für die Seele am letzten Tag noch ein Abstecher zum Geburtsort des kolumbianischen Nobelpreisträgers und begnadeten Schreibers, Gabriel García Márquez, hinzu. Was er in seinem Schlüsselroman "Hundert Jahre Einsamkeit" beschreibt und in dem Örtchen Macondo spielen lässt, ist noch immer Wirklichkeit in dem realen Städtchen Aracataca, seinem Geburtsort, zwei Autostunden von Sta. Marta im Landesinneren, inmitten riesiger Bananenplantagen. Um etwas näher an die kolumbianische Seele heranzukommen, musste Aracataca jetzt sein, egal ob wir dafür durch die „rote Zone“ der Guerrilla fahren mußten. Wir würden nur bei Tage unterwegs sein. In Wirklichkeit wollte ich nicht Aracataca, sondern Macondo sehen, wo „Gabo“ die ersten 8 Jahre seines Lebens so verbracht hat, wie es in seiner Autobiographie „Vivir para contarla“ skizziert ist. Gustavo fühlte sich unwohl, fügte sich aber ergeben und wir fuhren los.

(*Brief-Auszug:*)
Schlendert man heute, gut 70 Jahre nach Gabos Geburt durch dieses Aracataca-Macondo, dann ist da einiges mehr an Asphalt als damals und die Eisenbahntrasse für die Bananentransporte hat Beton-schwellen, aber sonst, sonst ist das hier ziemlich viel Macondo. Es ist wirklich nicht entschieden, was mehr Realität hat, der Roman ohne zeitliche Dimension oder der tropische Duft von Schmetterling auf Hibiskus vor der modernden Holzwand, die dem zeitlosen Spiel von Sonne und Regengüssen nicht länger standhalten kann und still verfault. Das eine ist wie das andere. Irreal und doch Alltag für dieselben Männer im selben Postbüro, auf derselben Bank im selben kleinen Stadtpark unter demselben mächtigen Baum, wo das Bier noch immer genauso unaufhaltsam lauwarm wird, wie zu Zeiten von Garcias Großvater und dessen Großvater und all den anderen. Es ist also besser, gleich Rum zu trinken.
Gabriel García Márquez, Gabo, hatte als Kind Aracataca verlassen, er war danach noch drei oder viermal in seinem Leben hierher gekommen. Aber die Leute hier spüren ihn in ihrer Mitte. Er ist einfach da. „Der Maler von Macondo“, wie sie den 50-jährigen Luis Carlos Adames nennen, hat in seiner Holzbude nahe am Bahnhof nur ein uraltes Foto von Gabo an die Bretter gepinnt und ihn bei Licht betrachtet nie wirklich persönlich gesehen. Und doch malt er eigentlich nur Gabos Macondo. Denn die Hitze und das Warten und die Bananen sind dieselben in Aracataca wie in Macondo.

Die Guerrilla und die Paramilitärs sind sehr nahe herangekommen. Aber irgendwie sind sie für die Menschen hier das eigentlich Unwirkliche. Sie nennen sie vorsichtig, „die am Rande des Gesetzes“. Sie wollen sie nicht provozieren. Macondo bleibt real, weil es das kol-lektive Bewusstsein so will.
In einer noch kleineren und noch stärker vermoderten Hütte zeigt eine unwirklich alte Frau einen schmuddeligen Zettel, sie hält ihn wie eine Hostie, wie eine Reliquie, ein Stückchen Papier. Sie lässt mich nicht lesen, was darauf steht. Irgendjemand erklärt es mir. Ein Gutschein, den Gabo bei seinem Besuch 1983 dem Dorftrunkenbold für 10 Flaschen Rum ausgestellt hatte. Der Mann hat

längst seine Leber verloren und dabei auch sein Leben. Die alte Frau ist seine Witwe. Und sie lebt, um jeden Tag dieses Stückchen Papier anzuschauen.

García Márquez bleibt immer ein realer Teil von Macondo-Aracataca

Im Roman fliegen irgendwann die Vögel von dannen. Macondo spürt sein Ende. In Aracataca sind die Papageien, die kleinen grünen, zurückgekehrt; sie sitzen in den großen Mangobäumen und machen selbst bei dieser Hitze einen höllischen Spektakel. Macondo lebt also. Und gegenüber dem Geburtshaus des großen Sohnes lehnen sich drei kleine Mädchen aus dem Fenster und schlecken ihr Eis.

andere warten auf Godot oder einen Zug – egal, Hauptsache warten

Die Türken aus „Hundert Jahre Einsamkeit" scheinen inzwischen verschwunden zu sein. Wie überall im Land haben stattdessen ein paar agile Händler aus Antioquia, aus Medellin, Einzug gehalten, die kolumbianische Händler-Elite, die Paisas. Werden sie etwas ändern? Kann sein.
100 Meter vor dem Fluss sitzt Pedro Maestre Jilguero, inzwischen 92, und hat den Nachmittag fest im Auge. Als Kind spielten sie um dieses Haus herum, da stand es noch direkt am Fluss; der hat inzwischen seinen Lauf verändert. Pedro sagt, er hat noch den kleinen Gabo vor Augen, wie er mit den anderen zum Wasser rannte. Alles und jedes in Macondo ist über Gabo definiert, das gilt auch, wenn jetzt die Bananenproduktion wieder ein bisschen anzieht und vielleicht ein paar Leute aus der Lethargie befreit. Gabo hat übrigens nie Geschenke für Aracataca gebracht. Und seit sein Elternhaus in das Museum „Casa Museo Gabriel García Márquez" verwandelt wurde, hat zwar ein bisschen Farbe die Bretterwände erreicht, aber im Inneren sind die Reliquien so selten wie in den unterirdischen Kirchen der frühen Christenheit. Da steht nur der uralte Telegraf, mit dem Gabos Vater im Postamt hantiert hatte und ein paar magere Fotos. Das ist alles. Am schönsten ist eigentlich der uralte und riesige Baum mit seinen kleinen Blättern, ein Pivijai. In seinen Ästen ist Gabo herumgeklettert. Aber das hat der Pivijai wahrscheinlich

schon vergessen.
*Als wir zum „*Museo Gabo*“ schlenderten, war es leider geschlossen. Der Nachbar von nebenan verstand das große Interesse am Sohn der Stadt. Er hatte uns durch das Fenster seiner Dusche da draußen unschlüssig stehen sehen. Noch ziemlich nass und mit einem langen Handtuch um den Bauch gewickelt tritt er aus seinem Haus, läßt uns durch sein Wohnzimmer in seinen kleinen Innenhof marschieren, holt eine Leiter aus dem Schuppen, stellt sie an die drei Meter hohe Mauer zu Gabos Garten und sagt automatisch in meine Richtung: versuch mal rüberzuklettern und schau dir das Haus an. Ich war bis oben auf die Mauer gekommen; die Hose klebte aber so an den verschwitzten Beinen, das beim Absprung die Naht aufplatzte. Zumindest hatte ich jetzt einen tiefen Eindruck in der Gartenerde hinterlassen. Ich sah die kleinen Zimmer durch die kleinen Fenster, ging um den großen Pivijai herum und dachte einen Moment daran, was die Nachbarn auf der Straße sich jetzt wohl erzählen. Aber dann war ich doch urplötzlich voll in der Gegenwart, trat ein bisschen verlegen den Rückzug Richtung Mauer an. Irgendwie war diese Besuchsform auch in Macondo nicht ganz in Ordnung. Der Nachbar half mir wieder über die Mauer zurück. Er hatte inzwischen seine Hose an ....*
Ich hatte eine Menge über Kolumbien und unser Projektgebiet von Santa Marta erfahren. Mit jeder weiteren Reise fügten sich mehr Mosaiksteinchen zusammen. Vor allem, als ich diese Tour dann später auch mit dem Auto unternahm. Die erste Auto-Erkundungstour fand zunächst in ein sehr entgegengesetztes Projektgebiet statt, hinauf in die Kaffeezone.

Der ganz normale Wahnsinn: im Auto von Bogotá nach Manizales, oder : alltägliches Reisen in Kolumbien

(Brief-Auszug:)
Ihr wisst ja: wann immer ich kann, nutze ich die Gelegenheit, um meine Landeskenntnisse noch ein bisschen zu erweitern. Hier wieder ein kleines Mosaiksteinchen zum Kolumbienbild. Es sind die ausformulierten Stichworte, die ich mir am vergangenen Donnerstag während der Fahrt notiert hatte. Ich musste abends in Pereira, in der Kaffeezone, sein. Da sich für mich in der Stadt zwei Projekte überlagern - das eine mit der Universität und das andere zur nachhaltigen Waldwirtschaft - war das Programm nicht in einem Tag zu schaffen. Und dann kam ja gleich das Wochenende. Also wollte ich diesmal nicht fliegen, sondern die Strecke per Auto schaffen. Warum? Weil zwischen Bogota und Pereira ein landschaftliches und ein politisches Herzstück Kolumbiens liegt, zugleich eine der „roten Zonen“. Rote Zonen stehen entweder unter der direkten Kontrolle der Guerrillas oder sind hochgradige militärische Konfliktzonen, in der zivile Bewohner oder Reisende stark gefährdet sind. Um in eine solche Zone zu reisen, muss man sich zuvor aus unterschiedlichen Quellen Informationen beschaffen, die das Risiko realistisch einzuschätzen helfen. Über meinen Kollegen in Pereira (Dr. Michael Tistl [3]) vermittelt besaß ich inzwischen Zugang zu solchen Info-Quellen. Wir beide hatten uns mit einem FARC-Mitglied getroffen, der in der Kaffeezone seinen „Sommerurlaub“ verbrachte. Als Ergebnis hatte ich dem Guerrillero ein handy gekauft, von dem nur wir beide wussten und dessen Nummer nur wir beide benutzten. Über diese Nummer erkundigte ich mich vor jeder geplanten Autofahrt in „rote Zonen“, ob ich passierten könne oder nicht. Ich musste Autokennzeichen, Personenzahl, genaues Datum durchgeben. Und dann kam irgendwann rotes oder grünes Licht. Und darauf habe ich mich verlassen. Immer.
Die Fahrt nach Pereira zieht sich über ungefähr 380 Km, also nicht übermäßig lang, aber wenn es schlecht läuft, ist man 12 Stunden unterwegs: Ich kenne Leute, die sogar mehr Geduld mitbringen mussten, weil es einen Erdrutsch gegeben hatte oder weil die Guerrilla eine Straßensperre errichtet hatte oder weil ein Stein die Ölwanne aufgerissen hat oder einfach, weil ein zu großer Laster

[3] Michael verstarb leider 2013 in seiner württembergischen Heimat viel zu früh

("Mula") über eine zu kleine Brücke wollte und wie ein Korken in der Flasche steckte.

nicht jeder Mula schafft eben jede Brücke

Von Bogota-Zentrum mit seinen 2.600 m Höhe fällt die Straße erst einmal im Serpentinenzickzack auf etwa 400 m ab. Dann ist man unten am Magdalena, dem Vater aller kolumbianischen Flüsse. Er entspringt in den Bergen im Süden, ist dort eine von 4 wichtigen Quellen, die sich von dort sternförmig zu mächtigen Flüssen aufbauen und in alle Landesteile ausbreiten. Zwei von ihnen durchkreuzen das unendliche Amazonien, bis sie schließlich an der brasilianischen Grenze auf den Vater aller lateinamerikanischen Ströme treffen, den Amazonas. Der Magdalena ist dagegen das Rückgrad Kolumbiens. Von Süden her entwässert er die zwei Andenketten und trägt alles, was das Land und die Regionen ihm an Erde und Abfall und sonstigen Grüssen anvertrauen, hoch hinauf in den Norden und verteilt alles im karibischen Meer – in „unserer" Ciénaga Grande. Über diesen Magdalena waren noch bis in die 1950er Jahre deutsche und andere Einwanderer nach Kolumbien eingereist. Über den Atlantik waren sie zuletzt mit Dampfschiffen bis Barranquilla gekommen, den wichtigsten Karibik-Hafen. Dann per Raddampfer den Magdalena aufwärts bis Honda, wo auch heute noch die Straße den Fluß kreuzt und von dort mit der Eisenbahn nach Bogota. Jetzt ist in Honda nichts mehr von dieser Eisenbahn geblieben. Alles bewegt sich auf der Strasse. Und "alles", das sind vor allem auch die großen Laster, die „mulas", die gelegentlich in einer Brücke stecken bleiben…… .

Mulas heißen im Übrigen auch die Drogenkuriere, die Cocain, in Kondome verpackt, schlucken und im Magen über die Grenze schmuggeln. Wenn ein solches Cocain-Gummi dann im Magen platzt, sind diese Mulas urplötzlich am Ende ihrer Reise angekommen. Von Bogota windet sich diese Strasse manchmal steil und meistens in engen Kurven durch Nebelwald, durch Garten- und Obst-landschaft auf halber Höhe und dann bald auch durch Bananen- und Mangoplantagen hinunter an den großen Fluss. Etwa 3 Stunden für die ersten 100 Km.

die Straße Bogotá – Magdalena hat ihre kleinen Tücken

Hier unten in Honda ist ein wichtiges

Etappenziel erreicht. Hier gibt es auch die kleinen Straßencafés für den Durchreisenden. Dem bleibt bei ei-nem kolumbianischen stark gesüßten schwarzen „tinto“ gerade so viel Zeit, um alle die Bäume und Sträucher in voller Blüte wahrzunehmen, den Duft von Zuckerrohr und Zuckerohr-schnaps und von angegorener Chicha. Sogar Zeit, um einen Augenblick lang den braunen Kindern im braunen Fluss zuzuschauen und um einen weiteren Augenblick über den besonderen Charakter dieser Reise nachzudenken.
Solange man bei Tag fährt, besteht bis hierher kein besonderes, nur das übliche Risiko. Denn die halbe Höhe der gefahrenen Strecke ist auch Durchmarschgebiet der Guerrilla. Daher gilt auch für diese Abfahrt nach Honda die allgemeine Devise: besser nicht in der Nacht unterwegs sein.

Oststände säumen den Weg nach Honda, vielfältig und bio

Auf der anderen Flußseite fährt es sich noch eine Weile gut und dann lange bergauf. Unaufhaltsam auf die 3.000-Meter-Höhenlinie zu, die Vegetation hat kontinuierlich gewechselt und ist jetzt auf den ersten Blick einfach nur noch spärlich. Dafür lässt sich bei jeder Kurve ein neuer unglaublicher Blick von oben auf die Anden genießen, auf unendliche Täler mit Bergketten und Vulkanspitzen, mit und ohne Wolken, jetzt in der vollen Sonne, wenige Minuten später hinter Regenwolken verschwunden, dann wieder dichter Nebel, wieder Sonne, wieder Kurven und das Ganze von vorn. Die Hänge hinunter zeigen sich einzelne Fincas, kleine Anwesen der Bergbauern, Weiden, Plantagen, Steine und kaum Autos, schon gar keine Mulas. Die Strasse ist zu steil und zu eng und dadurch einiger-maßen in Ordnung. Eigentlich ein recht entspanntes Fahren jetzt.
Es gibt einen zweiten Grund, weshalb diese Strecke so entspannt wirkt und hier so wenig Verkehr herrscht: öfter noch als auf der anderen Flußseite ziehen hier oben Guerrilleros durch die Berge, an den Dörfern vorbei, mischen sich gelegentlich unter die Bauern bei einem Dorffest, kaufen sich ih-ren Proviant und werden von den Militärs solange in Ruhe gelassen, wie diese selbst in Ruhe gelas-sen werden. Eine tiefrote Zone, wie man in Kolumbien sagt. Diese Strecke fährt man nicht ohne vor der Abreise herumzutelefonieren, um sich ein Bild von der aktuellen Lage zu machen. Alles ruhig? Oder gibt es Gerüchte, gibt es Anzeichen für Aktionen von denen in Lederstiefeln (Armee) oder denen mit Gummistiefeln (Guerrilla). Ich hatte zwar grünes Licht erhalten, aber dennoch meinen Jeep in Bogotá gelassen und eine Kollegin um ihren kleinen Opel-Corsa gebeten. Wäre ich (zufällig) auf Guerrilleros gestoßen, wäre mit Sicherheit mindestens der Jeep konfisziert worden - wenn nicht sogar mitsamt dem Fahrer. Die Kollegin Olga-Sophia wollte mich Ausländer dann allerdings auch nicht alleine auf die Reise schicken, sondern fuhr der Einfachheit halber gleich mit (irgendwie doch ziemlich mutig...).
Wir kamen durch ein oder zwei kleine Städtchen auf dem langen steilen Weg nach oben. Immer eine willkommene Gelegenheit, mal wieder einen Kaffee zu nehmen, meist in dieser Mischung mit heißem Zuckerrohrwasser, Panela. Panela ist der Rohrzuckerkuchen, der nach dem Auspressen des Saftes übrig bleibt und der selbst in der ärmsten Hütte nicht fehlt. Panela ist billig, lässt sich auch leicht selber aus dem Zuckerrohrsaft eindicken. Es süßt natürlich, ist aber für die Zähne keineswegs

so aggressiv wie raffinierter Zucker. Alle Kinder dieser ärmeren Landesteile werden weitgehend mit Panela großgezogen. Zuckerrohr ent-hält Vitamine und Kalorien und ist deshalb für viele Arme gewissermaßen Hauptnahrungsmittel. Panela ist also hier draußen immer zu kriegen. Da es auf der Höhe einigermaßen kühl ist, kommt diese heiße Mischung auch bei uns gut an. Üblicherweise tunken die Dörfler noch eine Scheibe Weichkäse in den Panela-Saft und knabbern dazu an einem gerösteten Maiskuchen (arrepa).

Eindicken von Rohrzucker und das „Abfallprodukt" Panela

Irgendwann sind die 3.800 m erreicht, auf diesem Weg der höchste Pass. Von dort oben, wo im Prinzip Condore segeln, die sich aber heute nicht sehen ließen, rollte der Wagen in den vertrauten engen Kurven wieder weit hinunter in Richtung warmes Land. Vor dem geistigen Auge tauchen schon Hibiskus und Bananenstauden auf, muntere Bäche und freundliche Hunde vor den Hütten. Aber erst einmal wieder eine Ladung Käse im Panela-Bad, dazu die Routinefrage nach der „Lage". Und glücklicherweise immer die Antwort: „alles ruhig". Ein Blick rund ums Auto. Offenbar alles in Ordnung. Als Europäer fährt man die langen Abfahrten automatisch mit Motorbremse und klebt den Fuß nicht ans Bremspedal; die kolumbianischen Fahrer halten es meist andersherum, was bei den schweren amerikanischen Jeeps mit ihren zu kleinen Bremsen immer wieder zu Problemen – sprich Bremsversagen – führt, weil die Bremsscheiben einfach sehr schnell heißt werden und es ihnen dann egal ist, ob der Fahrer verzweifelt auf das Pedal tritt oder nicht. Benzin und Öl sind auch noch reichlich vorhanden. Also weiter. Wieder mal ein Stück bergauf. Jetzt liegt die Strecke schon außerhalb der normalen Guerrillazone. Es lässt sich etwas entspannter fahren. Der nächste Straßen-Gipfel ist dann nur noch 3.200 m hoch und danach kommt schon die Abfahrt hinunter in die wunderschöne Kaffeezone der Provinzen Caldas, Risaralda und Quindío.

Die erste große Stadt, auf die der Weg zuführt, ist Manizales. Hier sind deutsche Einwanderer-spuren unübersehbar. Geschäfte und Cafés tragen deutsche Namen. Auf der Strasse werden Brat-würste gegrillt. In Bäckereien liegen neben den üblichen Zuckergusstorten auch Obstkuchen aus. Die Autos blinken beim Abbiegen. Halten am Zebrastreifen, lassen dem die Vorfahrt, dem sie nach den Verkehrsregeln zusteht. Alles irgendwie anders als in Bogota.

Und Manizales hat eine einzigartige Struktur. Die Stadt wurde auf Hügelspitzen und Höhenrücken erbaut. Die Durchgangsstrassen liegen oben auf einem Bergrücken. Man bewegt sich rechts oder links von der Hauptstrasse immer irgendwie nach unten. Gleichzeitig liegt die Stadt auf einer Erd-bebenschneise. Entsprechend wurde Manizales noch in den 80er Jahren durch Erdbeben schwer zerstört. Manches schöne alte Holzhaus ist zwar noch erhalten oder restauriert. Viele mussten aber neu aufgebaut werden – und dann in Stein und Beton. Die Stadt hat daher ein sehr heterogenes Gesicht, bietet aber einzigartige Panoramablicke in alle Richtungen. Von oben aus den Bergen kommend, empfinden wir die 2.500 m Höhe der Stadt schon als angenehm und warm und flanieren mit den Einheimischen durch die Fußgängerzone, nur um dann im Café „La Suisa" (die Schweit-

zerin) mal wieder einen richtigen Espresso zu trinken. Ein bisschen sehr rasch ist es dann dunkel geworden. Aber bis Pereira ist es nur noch eine Stunde Fahrt und dort wartet schon das Hotel.

Abfahrt durch den Nebelwald nach Manizales

*Die Arbeitsgespräche am nächsten Tag drehten sich um das, was allmählich zu meinem Lieblingsthema geworden ist: der Riesenbambus **Guadua**. Ein absolut nachhaltiges, kostengünstiges Baumaterial für die gesamte Region. An der Uni unterstützen wir ein Forschungsvorhaben zur verbesserten Haltbarkeit von Guadua. Hier arbeitet mein Kollege Tistl mit. Im August werden wir eine Delegation zur internationalen Bambusmesse in Guayaquil schicken, um den Erfahrungsaustausch zu fördern, um internationale Kontakte und Marktstrategien für den hiesigen Riesenbambus Guadua zu konkretisieren. Ein zweites wichtiges Thema mit der Uni sind biologische Kläranlagen. Wir werden mit der Uni im August eine ganze Woche lang ein Seminar über Pflanzenkläranlagen organisieren, zu dem aus verschiedenen Landesteilen Bürgermeister und andere Verantwortliche eingeladen werden. Abwasserbehandlung ist ein NO-Thema in 90% der kolumbianischen Städte.*

Am Wochenende kam dann noch der Blick auf eines der vielen weiteren Gesichter Kolumbiens hinzu: die Vulkane. Ich wollte mich gerne mit den zuständigen Leuten aus einem der Nationalparks treffen, aber nicht irgendein Nationalpark, sondern „El Nevado de Ruiz“. Der Ruiz ist ein mit einer dicken Eiskappe bedeckter Vulkan – zumindest solange er nicht gerade wieder ausbricht und erreicht die stattliche Höhe von rund 5.400 m. Dadurch ist der Ruiz der zweithöchste aktive Vulkan auf der nördlichen Erdhalbkugel. Sein letzter Ausbruch, Mitte der 80er Jahre, hatte etwa 30.000 Menschenleben gekostet. In der damaligen Katastrophenlandschaft ist inzwischen genau dieser Nationalpark angelegt und es ist eine attraktive Lehrlandschaft über 60.000 ha verteilt. Eine halbe Stunde außerhalb von Manizales biegt ein Pfad von der Strasse ab und zieht sich rd. 20 Km die Berge hinauf. Das Gelände dieses Bergmassivs, des Ruiz, ist die Schnittstelle zwischen den zwei markantesten geographischen Großräumen Kolumbiens, dem Magdalena-Tal und dem Cauca-Tal. Das Zusammenstoßen der Andenhänge beider Flusslandschaften schafft hier oben unglaubliche Klimabedingungen. Von beiden Seiten strömen die Winde und Nebel aus den tief nach unten reichenden Tälern von Magdalena und Cauca, verwirbeln sich, lassen einen Moment die Sonne durch, verdichten sich sofort wieder zu Nebelbänken und Regen und produzieren eine feuchte Kälte, die jedes Normalgesicht in einen Blaublütigen verfremdet. Auf 3.800 m wurde eine Hütte errichtet, in der der Besucher sich erstmal ein bisschen an die Höhe und an die Kälte gewöhnen kann. Dabei sind 3.800 m für die meisten Leute mit normaler Kondition noch akzeptabel. Die Hütte ist auch Unterschlupf für einige Berg- und Parkführer. Sie warten bis ein paar Besucher zusammengekommen sind, zeigen ein Einführungs-Video, gehen auf alle Fragen ein, schauen vor allem, ob der Besu-

cher auch wetterfest und Kälte-proof angezogen ist, besorgen zur Not noch Handschuhe und geben ein paar Verhaltensmassregeln mit auf den Weg. Und vor allem unterstützen sie die Akklimatisierung mit ... natürlich mit Panela und Weichkäse.
Mir hatte der Parkdirektor einen Schneeanorak geliehen. Der reichte. Nach der dritten Panela-Tasse ging es dann weiter in das eigentliche Berggebiet des Ruiz. Zunächst bis auf etwa 4.500 m. Pause und Gelegenheit, über die sehr lebendige Geschichte dieses Vulkans zu reden, auch über die Indianer, die seit Urzeiten selbst von der karibischen Küste hierher wandern, um heilige Zeremonien im Angesicht dieses Götterberges abzuhalten. Wir nahmen uns die Zeit, die Schleifspuren zu betrachten, die der Gletscher und die Eisblöcke in die Felsen schabten, als die Lavamassen in den 80er Jahren hier alle Felsen, allen Sand, allen Schnee zu einem einzigen katastrophalen Brei verschmolzen.

Nevado de Ruiz, Kultstätte mit Opfersteinen vieler indigener Völker in Kolumbien

Die nächste Pause war dann erst wieder bei 4.900 m. Hier hatte vor dem Ausbruch ein kleines Hotel gestanden. Davon lugte jetzt noch eine Wandecke der damaligen Küche aus der Lavamasse. Ansonsten keine einzige Spur.
4.900 m auf dem Vulkan Ruiz sind dann doch ganz schön hoch. Und dennoch ging es noch ein paar Meter weiter. Die Parkverwaltung hat noch einen Pfad in Richtung Gipfel angelegt. Wegen der Kälte und weil der Sauerstoff hier oben verdammt knapp ist, kann man die nächsten 50 oder 100 Meter Höhe am besten rückwärts gehen, schön langsam und sich ab und zu weit nach vorn beugen, um die Sauerstoffzufuhr zum Kopf zu erleichtern. Gern hätte ich hier wieder unseren geliebten Coca-Tee aus Chile oder Peru getrunken. Er erweitert die Blutgefässe und verhindert Kopfschmerzen und Brechreiz. Aber wir hielten uns auch ohne Coca-Tee alle tapfer und hinterließen keine unangenehmen Spuren dort oben. Nur die Kamera versagte dann plötzlich in der

Kälte.
Der Aufstieg zum Ruiz und die Gespräche mit dem Parkdirektor hatten mir gezeigt, dass es in Kolumbien eben doch eine Menge Dinge gibt, die nichts mit Drogen und Guerrilla und Bürgerkrieg zu tun haben. Die Besucher, Bergwanderer und Bergsteiger, haben hier oben eine ausgezeichnete Betreuung, sehr kundige Begleiter und natürlich eine phantastisch wilde, gewalttätige Landschaft „auf dem kolumbianischen Dach der Welt“. *Die blau gefrorenen Finger konnten wir später viel weiter unten in einem Thermalbad wieder aufheizen.*

Irgendwann war auch unsere Konferenz samt Beiprogramm beendet. Ich hatte den Eindruck, mit dem Thema Guadua können wir noch sehr viel entwicklungspolitische Dynamik entwickeln. Wahrscheinlich sogar außerhalb der Kaffeeregion. Das Interesse aus anderen Regionen Kolumbiens zeigt sich schon. Die Anfragen nehmen zu. Einen Tag später nahmen wir dann noch einmal unseren Weg durch die Bilderbuchlandschaft der Kaffeezone in der Absicht, über eine zweite vorhandene Pass-Strasse die Rückfahrt nach Bogota anzutreten.
Nach einer Stunde bergauf, auf einer eigentlich gut asphaltierten, wenn auch sehr kurvigen Strecke hatte sich eine Gruppe von „Mulas“ in einer der Kurven hoffnungslos verkeilt. Zum Glück war die Schlange der Autos, die sich dahinter gebildet hatte, schon aus großer Entfernung zu sehen. In derselben Sekunde hatte ich automatisch gewendet und war sofort quer durch die Kaffeelandschaft wieder zurück zur Berg- und Talstrecke der Hinreise gefahren. Den Stau haben wir allerdings deswegen bedauert, weil diese Strecke (nach ihrem höchsten Punkt La Linea genannt) von denen, die sie schon gefahren sind, als beeindruckend schön beschrieben wird. Aber oben auf den Kämmen dieser Strecke marschiert auch sehr viel häufiger als auf „unserer“ Strecke die Guerrilla und veranstaltet ihre Art von Stau: da wird dann schon mal das eine oder andere Auto konfisziert. Im günstigen Fall wird nur eine revolutionäre Ansprache an das gestresste Publikum gehalten, sozusagen politische Bildung betrieben. Wenn du allerdings Pech hast.... Und als Ausländer hast du schneller Pech. Noch in Gedanken an diese Geschichten um La Linea stehen wir selber urplötzlich hinter einer Kurve wieder im Stau. Der erste Gedanke: schöner Mist! – eine Straßensperre, von wem wohl?!! Hinter uns war noch alles frei. Ich könnte noch drehen. Dann der zweite Gedanke: zuerst ein schnelles Foto von der Szene schießen.

stundenlanger Verkehrsstau in den Bergen wegen einer katholischen Jungfrau

Beim Aussteigen sehen wir 3 bis 4 Km weiter vorn an einem steilen Abhang der Strasse die Felsgrotte, vor der sich Hunderte von Menschen mit ihren Autos stauen, dazu Busse

und Lkws und eine Messe zugunsten irgendeiner Jungfrau zelebrieren. Die Strasse bleibt für Stunden gesperrt. Höhere Gewalt? Sozusagen himmlische Gewalt?? Jedenfalls ist Zeit genug, um den Marsch nach vorn anzutreten. Zu beiden Seiten der Strecke parken sie, reden, machen Musik, essen, lassen die Kinder spielen. Links geht es dreihundert Meter steil hinauf, rechts fünfhundert steil hinter – aber mit einem dieser Traum-Blicke über Täler und Bergketten. Weiter vorn, nahe an der Grotte haben sich offenbar schon seit der Nacht ambulante Händler aufgebaut. Diese Straßen-sperre hat offenbar mit einem katholischen Feiertag zu tun. Es gibt jede Menge zu essen in den ambulanten Restaurants auf Rädern: gebackene Kartoffeln, Maisfladen, allerlei Suppen und natürlich jede Menge Panela. Irgendwann ist auch diese Messe gelesen. Die Autos setzen sich langsam in Bewegung. Erstaunlich diszipliniert. Offenbar ist kaum jemand aus Bogota dabei. Zurück bleibt nur jede Menge Müll. Und der Rest der Fahrt ist wie der Film rückwärts. So kommen für 380 Km leicht 12 Stunden zusammen – mit politischer Bildung durch die Guerrilla hätte es sogar noch mehr werden können ….

doch auch der längste Stau überlebt mit mobilen Garküchen

Musik aus den Katakomben der Salzkathedrale von Zipaquirá

An einem Samstagnachmittag kam ich gerade von einer Projektprüfung zurück nach Bogotá. Das wußten die sehr guten deutschen Freunde Sigi und Abu und lauerten mir schon am Flug-hafen auf und schoben mich, wie ich war, in ihr Auto. Wir sollten / wollten endlich gemeinsam den längst geplanten Besuch der unterirdischen Salzkathedrale von Zipaquirá umsetzen. Gegen diese Art Entführung habe ich wenig einzuwenden, vor allem weil es an diesem Wochenende in der unterirdischen Kathedrale ein Konzert gab, auf das Sigi schon lange gewartet hatte.
Eigentlich war ich ziemlich ausgelaucht von intensiven Arbeitstagen unten in Pasto und hatte mich schon auf die sonntägliche Radtour quer durch Bogotá als Erholung gefreut. Aber es gibt wirklich Schlimmeres als Zipaquirá. Es sind nur 50 Km von Bogotá, aber manchmal ziehen die sich, meist weil am Wochenende auch einige andere der 8 Millionen Bogotaner raus aufs Land fahren, um unterwegs in den kleinen Ortschaften frischen Käse oder Eier oder Gemüse direkt vom Bauern zu kaufen. Um die saubere Luft gegen den Smog von Bogotá auszutauschen. Manche haben sogar ein Rad auf dem Dachträger und einige fuhren an diesem Samstag mit uns in Kolonne nach Zipaquirá.

Zipaquirá,
Rathaus-Park
& Spanische Kolonnaden

Die Salzkathedrale ist auch ohne Konzert jeden Besuch wert. In den ausgekofferten Teilen der Salzmine haben die Bergleute - unterstützt durch Architekten und Bauingenieure - die via dolorosa von Jesus als aneinandergereihte Kavernen ausgebaut. Alles auf verschiedenen Höhenniveaus und mit einem beeindruckenden

unterirdischen Kirchenschiff, das aber auch als profaner "Festsaal" genutzt wird. Genau hier sollte die Sopranistin Deby Korr als Solistin in einem Sinfoniekonzert auftreten. Es war ein kolumbianisches Sinfoniekonzert, bei dem die Trommeln die Rhythmen vorgaben und die mit Kerzen ausgeleuchtete große Halle für unterirdische Stimmung sorgte. Ein tolles Erlebnis! Und nebenan funktioniert noch immer ein Teil des Bergwerks als Salzmine. Miriam wird sich erinnern, dass wir damals bei unserem gemeinsamen Besuch der Salzkathedrale genau diese Idee diskutierten - ohne zu wissen, wie gut die Akustik sein würde. Jetzt weiß ich, dass sie gut ist. Mit Sicherheit wird sich dieses kulturelle Ereignis ab jetzt des Öfteren wiederholen lassen, denn die ganze Salzkathedrale wurde kürzlich der Stadt Zipaquirá übergeben und die wird jetzt versuchen, aus diesem Kleinod Geld zu schlagen. Soll sie, wenn die Sache sich so lohnt wie dieses kulturelle highlight. Das Bauwerk lädt zwangsläufig zu einem sakralen Spaziergang unter der Erde durch enge Gänge und weite Hallen ein, die den Geist eines Gesamtkunstwerks ausstrahlen und entsprechend in jeder Saison um die 200.000 kolumbianische und ausländische Touristen anziehen. Bei einem Konzert, wie dem mit Deby Korr, schwingt und verschwindet die Musik durch alle Gänge und Gewölbe und wirft ihre Echos von den Säulen und der Decke der unterirdischen Zentralhalle zurück. Neben der Haupthalle gibt es kleine Kapellen und den genannten Kreuzweg, dessen 14 Stationen durch labyrinthartige Tunnel miteinander verbunden sind. Alles aus dem Salzkristall herausgemeißelt. Aus der Dunkelheit der Zentralhalle schwebt dem Betrachter dann ein meterhohes Kreuz aus Salzstein entgegen, aus den Salzfelsen heraus gemeißelt, ohne Christusfigur oder Dekoration, kahl und kalt glitzernd, silbergrau und unwirklich. Darüber das schwarze und nackte Gewölbe der künstlichen Höhle. Sonst

nichts. Dieser Raum zwingt selbst einen Nichtkirchenmann, wie mich, zu schweigen und in sich hineinzuhören – wenn nicht gerade ein Konzert gegeben wird.

Zipaquirá: unterirdische Salzkirche .....
.... im Gewand einer Konzerthalle
(mit Solistin Deby Korr)

Wer sich nicht dem Laufrhythmus einer Besuchergruppe unterwirft, sondern sich abseits hält, auf den wirkt das Spiel von strenger kitschfreier Form, von sparsamem und indirektem Licht plastisch genug, um die finale Einsamkeit von Jesus, die Meditation im Garten Gethsemane, seine Todesangst oder gar den Glauben an die Ewigkeit zu suggerieren. Etwas vom mystischen Reich der Finsternis umgibt den Betrachter. Bevor man ins Stolpern gerät in all dieser Dunkelheit öffnet sich der Gang wieder, mündet in eine breitere Halle und tief unten liegt jetzt das Hauptschiff der Kathedrale. Von hier oben wirkt der angestrahlte Altar wieder eher wie Kirche und auch das 20 m hohe Lichtkreuz an der Wand dahinter verliert etwas von seinem metaphysischen Charakter. Jetzt kann man sich durchaus auch mal einen Priester im weißen Gewand und eine singende Gemeinde vorstellen. Die Akustik wird auch dann phänomenal sein. Phänomenal ist auch die Symbiose von Frau und Kirche außerhalb der Mine, unter der hellen Sonne von Zipaquirá, die man nach so viel Dunkelheit wie die persönliche Auferstehung empfindet.

Maria und die oberirdische Kirche, Zipaquirá

Uns Deutschen schmeichelt mal wieder Alexander von Humboldt, denn er hat sich bei seiner langen Reise durch Ecuador, Kolumbien, Venezuela kurz nach 1800 auch hier genauer umgeschaut und den Bergleuten den entscheidenden Hinweis auf die Vorteile einer Untertagemine gegeben, die diesen Kathedralbau von heute erst möglich gemacht hat. Ohne v. Humboldt wäre dieser Teil von Zipaquirá heute ein offener Trichter. Allerdings bin ich zu wenig mit Humboldt vertraut, um sagen zu können, ob er sich der seismischen Risiken bewusst war, die für Zipaquirá dadurch bestehen, daß der Ort nahe am Zusammenstoß von zwei tektonischen Platten erbaut wurde. Die Salzkathedrale hätte auch schon längst eingestürzt sein können.

Zipaquirá heißt übrigens soviel wie *Stadt der Väter/Vorfahren*. Es ist eine prä-kolumbinische Siedlung der Muisca-Kultur, liegt ebenso wie Bogotá auf rd. 2.600 m Höhe und war als Salzmine lange vor Ankunft der Spanier eine wesentliche Einnahmequelle der Muisca-Könige. Sie trieben weitrei-

chenden Handel mit diesem Salz. Das taten wahrscheinlich auch die vielen Vor-Völker, die noch vor den Muisca hier siedelten. Archäologische Funde datieren die ersten menschlichen Spuren auf bis zu 15.000 Jahre vor unserer Zeit. Draußen in der Sonne war schnell sehr deutlich, dass der Ort noch immer ein belebter Handelsplatz ist - und dass außer den Handwerkerständen auch das deftigen Essen einer Landgaststätte zum Charakter der *Stadt der Väter* dazu gehört.

Olga Sophia und Sigi genießen auch sehr entspannt das oberirdische Leben in Zipaquirá

Zipaquirá, alter Handelsplatz nicht nur für Salz: der Handwerker-Markt

Was weniger attraktiv ist, ist der Río Bogotá, an dem die Stadt liegt und der einen Ruhrpöttler sofort an die Emscher denken lässt. Aber daran will ich jetzt lieber nicht denken, denn bei einer Paddeltour im Schlauchboot mit ein paar Kollegen bin ich tatsächlich schon mal in genau diesen Río Bogotá geplumst, habe bisher aber keine erkennbaren Hautkrankheiten davon getragen. Wenn es nicht so spät geworden wäre, wären wir wohl anschließen noch nach Villa de Leyva weitergefahren. Aber auf dem Weg dorthin war mal wieder "die öffentliche Ordnung" gestört, vor

allem in der Nacht. Und ich hatte meiner Bürofrauenschaft ohnehin schon versprochen, daß wir die nächste Gelegenheit eines langen Brückenwochenendes nutzen wollen, um gemeinsam nach Villa de Leyva zu fahren, um gemeinsam über den größten Marktplatz Kolumbiens zu schlendern, aber auch um uns als Team der sportlichen Herausforderung zu stellen, die der Aufstieg zum dortigen Hausvulkan, dem Iguaque, bedeutet.

Von Villa de Leyva zu den Gipfeln der Muisca

Mit der Büro-Frauenschaft und manchmal einschließlich Kollegen aus anderen GTZ- oder CIM-Projekten hatten wir schon manchen Wochenendausflug in die nähere Umgebung von Bogotá gemacht. Dabei war Essen und Trinken immer genauso wichtig, wie die Kinder oder Ehepartner, die mitgebracht werden durften. Ich wollte schon immer mal diesen Radius um Bogotá herum erweitern und hatte dafür verschiedene Vorschläge gemacht. Der erste größere Ausflug sollte jetzt nach Villa de Leyva stattfinden. Es ist eine der wenigen Regionen, in die man von Bogotá aus noch mit dem Auto reisen kann, ohne allzu große Gefahr der Entführung, ist ein schmuckes Städtchen mit einem restaurierten Stadtkern aus der Kolonialzeit, Villa de Santa Maria de Leyva (VdL). Der Ort liegt unter normalen Bedingungen etwa 3 Autostunden von der Hauptstadt entfernt nach Norden, auf rd. 2.100 m Höhe, im Schatten eines 3.400 m hohen Vulkans (Iguaque). Es ist ein präspanischer Ort, der dennoch die konsistenteste koloniale Ausstrahlung in ganz Kolumbien besitzt; mit Sicherheit die größte offene Markt-Plaza, auf der die Kopfsteinpflasterung noch mit jedem Damenschuh aus Bogotá fertig wird. Der Ort öffnet sich in einen Talkessel hinein, in dem sich die Sonnenwärme außergewöhnlich lange hält. Das beste Getreide Kolumbiens, Oliven, Wein und Südfrüchte gedeihen hier seit den Zeiten der Spanier – auch wenn heute gravierender Wassermangel und Pflanzenkrankheiten ein wachsendes Problem darstellen. Als VdL 1572 als Stadt gegründet wurde, hatten die spanischen Eroberer schnell begriffen, dass das ganz besondere Mikroklima dieses Tals einen ganz anderen Reichtum bietet als das Gold der Muisca (nach deren Minen und dem sagehaften EL Dorado sie immer vergeblich gesucht hatten). Es war von Anfang an das perfekte Mittelmeerklima für ihre Oliven, den Weizen, die Früchte. Große Haciendas wurden gegründet und reiche Klöster entstanden. Aber die einst effiziente Wasserwirtschaft wurde vernachlässigt und heute führen über die nahen Berge zudem die Marschrouten der Guerrilla. Die koloniale Stadtanlage, einige spanische Bauten machen aus VdL ein lebendiges Museum.

VdL, die Plaza vor der Kirche

An allen langen Wochenenden im Jahr ist VdL bestens angefüllt mit Besuchern aus der Hauptstadt und anderen Touristen.

Und dann ist der Ort eine Künstlerkolonie, weil besonders für die Maler das Licht stimmt. Das gilt auch für meinen kolumbianischen Lieblingsmaler, Fred Andrade Mora. Ich hatte Fred in Bogotá bei der Organisation einer Ausstellung seiner Bilder mit einem privaten Kredit geholfen. Fred hatte dann - wie 2 oder 3 andere lokale Künstler - eine Zeitlang auch unsere Bürowände zur Ausstellung seiner Bilder nutzen können. Dann war ich selber auch einer der ersten Käufer gewesen. Seine Stilmischung hatte mich sofort angesprochen: viel Kolumbien und eine Menge Chagall & Picasso. Ein Bild heißt „Villa de Leyva“ und zeigt die große Plaza und vor allem die Atmosphäre dieses Ortes.

Fred Andrade: „Villa de Leyva“
aus der Sammlung Römpczyk

(Brief-Auszug:)
Fred und seine Frau Clara wohnen am Stadtrand von VdL. Hier bauen sie ihre Villa Kunterbunt permanent weiter aus. Ich habe selber schon lange Wochenenden hier gewohnt, wenn Fred & Clara selber verreist waren oder wenn ich Fred bei seinen Arbeiten ein bißchen helfen durfte.

Weniger guter Freund, aber immerhin vertrauter Kunst-Freund in VdL ist auch Fernando. Er sammelt intensiv Villa-de-Leyva-Kunst in seiner schicken Villa am Stadtrand. Wir finden immer viele Themen für unsere Diskussionen und bringen dabei leicht seine Espresso-Maschine zum Glühen – nur, woher eigentlich sein Geld für den Erwerb der vielen Kunstwerke stammt, das habe ich nie erfahren. An Drogen zu denken und an Geldwäsche, ist - bei aller persönlichen Sympathie für ihn und seine Frau - wohl nicht völlig abwegig.

Kurz gesagt: Ich bin gerne hier an Wochenenden und fahre auch mit jedem netten Besucher hierher; zähle nicht nur Fred, den Maler und seine Frau Clara zu meinen Freunden, sondern auch Jérôme, den malenden Bäcker aus Frankreich mit seiner kolumbianischen Frau Isabel. Vor drei Jahren hatte es Jérôme „irgendwie“ nach Villa de Leyva verschlagen und jetzt backt er mit Abstand die besten Baguettes weit und breit und baut auf Backstube und Café sein Leben in Kolum-

bien auf. Natürlich immer mit kräftiger Unterstützung seines deutschen Freundes – vor und hinter der Theke.....

ER als Praktikant in Jérômes Backstube

An diesen, meinen guten Freunden ist meine Büromannschaft nicht sonderlich interessiert (genauer: meine Bürofrauenschaft; denn Sekretärin, Bürohilfe und die 8 wissenschaftlichen Mitarbeiter sind alle Mitarbeiter-Innen). Alle stimmten trotzdem voller Begeisterung einem langen Wochenendausflug ins sommerliche Villa de Leyva zu (für die Buchhaltung getarnt als „Erweiterung der betriebsinternen sozialen Kompetenz"). Einige der KollegInnen kennen bestimmte Besonderheiten, für die VdL im ganzen Land berühmt ist, darunter im Dezember, am Jahresende, das große Lichterfest, das „festival de luces". Ich empfinde, daß dieses Festival weniger mit Wintersonnenwende oder mit Weihnachten zu tun hat als mit einer Huldigung an die Energie und die Kraft des Haus-Vulkans Iguaque. In meinen Augen produziert dieser Vulkan ebenfalls Kunstwerke – und paßt daher gut zu Villa de Leyva. Es sind seine phantastischen Wetterleuchten, weil das ganze Jahr über um das mineralische Vulkanmassiv des Iguaque eine gewaltige Energiekonzentration enorme Spannungen aufbaut, die sich ständig wieder als Gewitter oder gar als Unwetter entladen.

Licht, Natur, Kunst –
alles ist eins in Villa de Leyva

Und selbst denjenigen, der nicht so sehr auf die Details in VdL achtet oder hier keine Freunde hat, spricht die Rundum-Atmosphäre von Villa de Leyva direkt an – auch meine Frauenschaft. Deswegen waren alle voller Begeisterung bei dieser betrieblichen Fortbildung dabei.

Villa de Leyva
zugleich Kurort und architektonisches Schaufenster der Kolonialzeit

Zum Start in den Betriebsausflug waren noch ein paar Begleitpersonen aufgetaucht, die bisher nicht zur Bürofrauenschaft gehörten. Die Sekretärin Teresa hatte ihre ältere Schwester Bettina im Schlepptau. Aracely, die Putzhilfe und zugleich „Bürobote“ hatte ihren 10-jährigen Sohn dabei. Olga-Sofia, meine wichtigste Beraterin, brachte ebenfalls ihre große Schwester Judith mit. Alles zusammen eine ziemlich bunte Truppe - auch was die einzelnen Charaktere betrifft. Einige machten zum ersten Mal den Ausflug in die alte kleine Kolonialstadt, aber keine hatte zuvor an einer Besteigung des Vulkans Iguaque teilgenommen. Genau das sollte jetzt Teil unseres Team-buildings werden.
In der indigenen Kultur dieser Region, der Muisca-Kultur, bildet die herzförmige Lagune auf der Spitze des Iguaque den Leib der Mutter Erde, aus ihm entströmt alles neue Leben, denn von hier und vom Iguaque insgesamt fließen die Flüsse Sutamarchán, Sáchica und Cane in alle Richtungen des Tales und treffen sich später im Río Moniquirá. So hatte es mir Jérômes Frau Isabel jedenfalls vor einiger Zeit in ihrem Café erzählt. In der Legende steht die Lagune aber auch für das Herz von Bachué, die sich den spanischen Konquistadoren nicht unterwarf, sondern mit dem indianischen Oberhaupt, dem Cacique, gemeinsam den Freitod in der Lagune suchte. In der Lagune verwandelten sie sich in zwei goldene Schlangen, aber auch die liessen sich nicht fangen. Eine große Zahl Indianer sammelte alles Gold und alles Wertvolle und versenkten es am tiefsten Punkt der Lagune, um es vor den Spaniern zu retten, dann sprangen auch sie alle gemeinsam hinterher und niemand weiß bis heute, ob sie dort unten in einer anderen Welt weiterleben und immer noch ihren Goldschatz bewachen.

Wie meist bei Mythen, gibt es auch hier tiefer liegende Zusammenhänge. Die spanischen Eroberer hatten einen Sinn dafür und erkannten schnell, daß der Iguaque mit seinen Flüssen die fruchtbarste und angenehmste Region des ganzen nördlichen Kolumbien geschaffen hatte. Damit hatten sie ihre Schatztruhe gefunden. Auch wenn ich nicht direkt zu den spanischen Conquistadoren gehöre, sah ich Grund genug, um den Betriebsauflug gerade hierher zu lenken. Schließlich waren alle meine Mitarbeiterinnen Kolumbianer. Sie sollten die Chance erhalten, sich vom Mythos um den Iguaque mindestens so stark berühren zu lassen wie ich selbst....
Etwas außerhalb vom Stadtzentrum hatte die ganze Truppe in einem ordentlichen Hotel eingecheckt und wir hatten in meinem Lieblings-Restaurant "Los 3 Caracoles" an der großen Plaza das getan hatten, was man hier tun muss, nämlich ausgezeichnete regionale Küche durchprobieren. (Auch daran wird sich Miriam wahrscheinlich erinnern. Denn bei ihrem Besuch sassen wir nicht nur in den 3 Caracoles, sondern wir hatten dort auch Fred, den Maler, getroffen und er hatte ihr spontan ein kleines Bild geschenkt).
Bis hierher war unser Büroausflug schon mal erfolgreich. Den Abend verbummelte jeder, wie es sich ergab. Wichtig war nur, dass alle am nächsten Morgen früh fit und (wieder) nüchtern sein sollten. Die Anfahrt zum Vulkan erfolgt zwar für ein paar Kilometer mit unseren Autos. Aber bald ist es für jedes Auto vorbei und dann müssen die Füße tragen. Ich hielt mich bewusst als Letzter in der Karawane, die sich schon nach der ersten Stunde weit auseinander gezogen hatte. Irgendwann holte ich dann Teresas Schwester Bettina ein. Sie sagte "alles ok"; deswegen zog ich an ihr vorbei, um zu sehen, wie es weiter vorn aussah. Alle, die ich traf liefen einzeln oder zu zweit, noch war es nicht heiß, noch liefen wir unter Bäumen, später unter Bambus und als der Weg immer steiler wurde und manchmal auch kein Weg mehr zu sehen war, erreichten die ersten der Truppe die Baumgrenze. Jetzt gab es keinen Schutz mehr vor der höher stehenden Sonne. Aber die war plötzlich sowieso verschwunden. Ein gewaltiges Gewitter donnerte genau über uns, Taubeneier große Hagelkörner prasselten auf uns ein; im Nu bildeten sich Rinnsale und kleine Sturzbäche, wo zuvor irgendwie der Pfad war und es blitzte gewaltig. Die Orientierung brach ab; jeder war bis tiefer als auf die Haut nass; jeder hatte die Schuhe bis zu den Knöcheln voll Wasser; jeder suchte irgendwie an den Steinen und Felsen Halt, denn Bäume und Sträucher lagen schon lange hinter uns. Und alle hielten sich automatisch dicht am Boden. Die Haupttruppe hatte schon etwa die 3.000 Metern Linie erreicht. Die kleine Aracely (Bürohilfe, Putzhilfe) war mit ihrem 10-jährigen Sohn ganz weit vorn, in diesem Wetter überhaupt nicht mehr zu sehen. Deswegen wollte ich selber auch nicht umkehren, sondern sie einholen. Die anderen wollten wiederum ihren Chef nicht allein marschieren lassen und so duckte sich unser Konvoi unter den Hagelkörner durch (die wirklich schmerzhaft zu spüren waren). Und erst oben an der Lagune war Donner und Blitz wieder verschwunden. Auch kein Regen mehr. Der Zorn der Götter über diese Eindringlinge verflog.

Herz-Lagune
auf der Spitze des Iguaque

Wenn das Wasser nicht so kalt gewesen wäre, hätten wir alle

in voller Montur in die Lagune marschieren können. Es hätte keinen Unterschied für Haut und Kleider gemacht.
Wenn es gut gegangen ist, verdrängt man schnell die ziemlich heikle Situation, in der wir uns alle befunden hatten als die Blitze um uns herum zuckten und die Sturz-bäche jeden festen Halt erschwerten. Ich sah alle meine vertrauten Gesichter und
freute mich, dass wir es alle ohne Blessuren bis zur La-gune geschafft hatten. Wir genossen den Anblick und verschnauften und gönnten uns ein Mini-Picknick. Aber das wussten auch meine Kolleginnen: der Abstieg ist meist schwieriger als der Aufstieg. Wir konnten nicht darauf vertrauen, dass wir es ohne Blitz und Donner und Regen wieder bis unter die ersten Bäume schaffen würden. Deswegen wollte keiner allzu lange hier an der heiligen Lagune verweilen. Aracely mit Sohn war als erste angekommen, sie machte sich auch wieder als erste an den Abstieg. Da, wo die ersten Bäume wieder dem Abhang Halt gaben, erkannte ich ihre Silhuette. Aber sie schleppte jemanden auf ihren schmalen Schultern. Es war Teresas Schwester, die dort zusammengebrochen war, weil sie Diabetes hat und keinem etwas davon ge-sagt hatte. Für sie waren die Anstrengen des Aufstiegs zu groß geworden. Sie war irgendwann die Letzte beim Aufstieg gewesen und in einem Moment still und friedlich zur Seite gesunken und lag dort schon halb im Koma als Aracely zurückkam. Jetzt nahm Aracely meinen Rucksack und ich die fast ohnmächtige Bettina und wir marschierten so schnell es ging bergab. Auf halben Weg gab es ein kleines Restaurant. Wir schafften es. Der Koch hatte blitzartig heiße Panela in eine Tasse gezau-bert. Jetzt gab es Leute, die sich besser mit solchen Fällen auskannten als ich. Bettina kam wieder zu sich. Die anderen tröpfelten allmählich ebenfalls ein. Wir liefen alle mit so wenig Kleidung, wie es gerade noch zuträglich war im Gastraum umher. Da wir die einzigen Gäste waren, hängten wir alles Übrige an große Leinen zum Trocknen. In der hinteren Ecke stand eine Tischtennisplatte. Reihum wurden Partien gespielt - nicht zum gewinnen, sondern um die blau gefrorenen Hände und Gesichter wieder auf Normaltemperatur zu bringen.
Abends in den „3 Caracoles“ nahm das Erzählen überhaupt kein Ende mehr. Aracelys Sohn fing immer wieder von den Bernhardinern an, über deren phänomenale Rettungstaten er offenbar einen Bericht im Fernsehen gesehen hatte – oder vielleicht dachte er nur an den „Bären“, der sich gegenüber vom Hotel jeden Morgen wie eine Diva filmreif präsentierte.

dich hätten wir am Iguaque gebraucht, Berni …

Ich selber hatte noch eine Verabredung mit dem Maler Fred Andrade und seiner Frau Clarita und ließ die Truppe dann irgendwann ihr eigenes Seemannsgran weiter spinnen. Eigentlich wollte ich bei Fred und Clarita nur nachsehen, ob alles in Ordnung war. Denn die beiden haben ihr Häuschen etwas außerhalb der Stadt auf einen Hügel gebaut. Sie haben dadurch einen berauschenden Blick über das weite Tal, auf die nächste Hügelkette und dahinter die Schneeberge. Nur liegt gewissermaßen jeden Tag aufs Neue die Sicherheitsfrage auf dem Tisch. Denn über den benachbarten Höhenzug wandert die Guerrilla und wandern ebenso die Paras. Und die bewaldeten Höhenzüge liegen nur etwa eine halbe Autostunde außerhalb von Villa de Leyva. Mit einer Besucherin aus Deutschland waren wir bei einer Wanderung genau dort draußen einmal

in ein Soldatencamp hineingestolpert, die offenbar gerade dabei waren, der Guerrilla eine Falle zu stellen. Wir waren heftig erschrocken und die Soldaten total verblüfft - hatten uns aber sofort wieder gehen lassen.
Bei Fred war jedenfalls alles in Ordnung und er war so frei, mich gleich wieder als Lehrling in seinem Atelier mit einzuspannen..... Ich denke, die Künstler blenden die häufig drohende Gefahr militärischer Aktionen einfach aus. Sie haben sich für die Region mit ihrem Licht, ihrer Luft, ihrer Natur entschieden und für eine besonders große ökologische Vielfalt. Mit Sicherheit ist der biologische Reichtum der Region auch ein Grund dafür, dass das Institut Alexander-von-Humboldt in Villa de Leyva seinen Hauptsitz hat und von hier seine international anerkannten Forschungsarbeiten über die kolumbianische Biodiversität organisiert.
Mit dem Humboldt-Institut und seinem ausserordentlich professionellen Team arbeiten wir gut zusammen bei allem, was mit Erhalt der Biodiversität zu tun hat. Am nächsten Morgen sagte ich dem jungen Direktor, Christian Samper, allerdings nur kurz "buenos días, qué tal", denn unser aktionsorientierter Betriebsausflug war noch keineswegs zu Ende. Es gibt schon noch ein paar andere Sehenswürdigkeiten, wie man sie in dieser Dichte nur an wenigen Stellen in Kolumbien findet. Als Gegengewicht zum Iguaque boten sich Ausflüge zu verschiedenen Kirchen und besonders zu einem Kloster an. Ich wunderte mich ein wenig, daß keine „meiner“ Frauen bisher Gelegenheit gehabt (oder gesucht) hatte, das bekannteste antike Bauwerk der Region zu besuchen, das Kloster Ecce Homo, nur 20 Kilometer außerhalb von Villa de Leyva.

Dominikaner-Kloster Ecce Homo Kreuzgang und sein Ammoniten-Boden

Ecce Homo wurde im Jahre 1620 von Dominikanermönchen gegründet. Das Besondere an diesem teils baufälligen Gemäuer ist das Baumaterial. Es besteht zum grossen Teil aus Ammoniten, also versteinerten Schnecken und Muscheln, d.h., Material, nach dem sich in Europa manches Museum die Finger lecken würde. Einer der Klosterbrüder machte für die vielen jungen Damen gerne eine Führung durch das erhaltene Kirchenschiff,

das Refektorium der Mönche, den kleinen Kräutergarten. Manche Versteinerungen waren klar zu erkennen; andere blieben als Einschlüsse in der meist ovalen Steinhülle verborgen - auch wenn Aracelys Sohn gerade die allzu gerne mit seinem Hämmerchen bearbeitet hätte. Unser Mönch hatte Antworten auf die Fragen nach der Verschwen-dung von Ammoniten als simplem Baumaterial. Bruder Aloysius stellte schnell den Bezug zwischen dem Meeresboden, auf dem wir alle standen, den versteinerten Meerestieren und der Auffaltung der Anden vor 60 Mio Jahren her und machte kein Hehl daraus, dass ehrfürchtige Distanz zu den Versteinerungen überflüssig sei, da das ganze Riesental als ehemaliger Meeresboden angefüllt sei mit Ammoniten. Jetzt waren "meine Frauen" natürlich neugierig geworden. Bevor das nächste Kloster - La Candelaria - besucht werden konnte, musste daher erstmal eine kleine archäologische Zwischen-Exkursion eingebaut werden. Auch dafür gibt es bevorzugtes Terrain und sogar einen winzigen Ort (5 Häuser) mit einem Flugsaurier, der vor Jahren in der Gegend ausgegraben wurde. Er ist etwa 7m lang, mit einem vier Meter langen Kopf, ein wirklich beeindruckendes Tier! Praktischerweise wurde gleich ein kleines Museum drumherum gebaut. Das Museum und die paar Häuser finden sich unter dem ansprechenden Namen „Fosil“ sogar auf der Straßenkarte.
Das Fossil in Fosil war also das nächste Ziel und danach - trotz Hitze und viel Staub - hinaus auf die trockenen Hügel, wo die Bauern an diesem Wochenende zwar nicht pflügten. Aber einige ihrer Kinder hockten am Wegrand und zeigten die fossilen Stücke, die der Vater in letzter Zeit beim Pflügen freigelegt hatte. Es war keine Tourismus-Saison und so waren auch die Preise für die Funde nicht extrem teuer. Einige kleinere Stücke wechselten nach einigem Hin und Her ihre Besitzer. Ich selber hatte bei einem bestimmten Ammoniten nicht widerstehen können, obwohl einige „meiner Frauen“ sich innerlich wohl wunderten, wofür ich bereit war, etwas mehr Geld auszugeben.

ER-Ammonit aus Fosil

Irgendwann brachen wir dann doch noch zum nächsten Kloster auf, La Candelaria bei dem Örtchen Ráquira, berühmt für seine künstlerischen aktiven Einwohner.

Während Ecce Homo in einem Weinanbau-gebiet liegt, das nicht nur die Mönche be-wirtschaften, führt die Strecke zur Candelaria durch absolut sandiges, trockenes Gelände. Auch das wieder ein Hinweis auf die geologische und die biologische Vielfalt der gesamten Zone. Da ich vorfahren sollte (kundiger Pfadfinder....), schluckten meine nach-fahrenden Kolleginnen eine Menge Staub – freiwillig! Die Karawane war zunächst bis zum attraktive Örtchen Ráquira gerollt, um seine in ganz Kolumbien berühmten attraktiven Hänge-matten und Keramikarbeiten am Entstehungsort zu begutachten. Als nach 1 Stunde immer erst die Hälfte der Truppe wieder am Treffpunkt erschie-nen war, war klar, daß die vielen kleinen Läden in Ráquira sich als interessanter erwiesen hatten als ein weiteres Kloster.....

Ráquira:
berühmt für seine Keramik und seine Hängematten

Am nächsten Vormittag - vor der Rückreise in die Hauptstadt – hatte jeder / jede noch einmal ausreichend viel Zeit, um allein oder in Grüppchen durch den Ort, den Markt, die Umgebung von Villa de Leyva zu schlendern. Ich selber gönnte mir noch einen exquisiten Frühstücksbesuch bei meinem anderen guten Kunstfreund, der sich zwar im Künstlermillieu von Villa de Leyva bewegt. Aber eben weniger als Künstler, denn als Sammler, auch als Mäzen: der kunstbesessene Fernando.

Fernando und seine Freundin Maira wohnen ähnlich exponiert wie Fred am hügeligen Rand von Villa de Leyva. Nur viel, viel teurer. Auch diesmal hatte ich Hemmungen, direkter meiner großen Neugier freien Lauf zu lassen und endlich zu erfahren, ob Fernando nicht doch in Wirklichkeit Drogengeld wäscht. Wir teilten einfach ein vitaminreiches Frühstück in einer Küche, die einigen Künstlern aus Villa de Leyva zu einem guten Honorar verholfen hatte. Wir erzählten uns gegenseitig unsere letzten Abenteuer, verabredeten für demnächst wieder eine dieser herrlichen Wanderungen entlang des kleinen wil-den Flüsschens Cane, das vom Iguaque-Massiv herabstürzt, wo die Büro-Truppe möglicherweise die Ruhe der Muisca-Götter gestört hatte.
.....

bei Fernando und Maira zum Frühstück

und Diskussion über die neuesten Entwicklungen in der Künstlerszene von VdL

Zwischen Smaragden und Fledermäusen

Es gibt wirklich viele weitere Regionen in Kolumbien, die kolossal attraktiv sind – aber nicht immer jedermanns Sache. Jedenfalls ist die Region Santander im Norden des Landes dafür ein Beispiel. Es läßt sich, vergleichbar Villa de Leyva, durch ein kolo-niales Städtchen schlendern, wie San Gil und vor allem Barichara, ein historisches Dorf im Kolonial-stil. Kolumbien zeigt hier seinen landwirtschaftlichen Reichtum mit Tabak, Kaffee, Kakao, aber auch Reis und Yuka. Das alles hätte auch die Büro-Frauenschaft interessiert. Aber dann sind da auch die Rafting-Strecken und die Fledermaushöhlen mit ihren Tausenden von Bewohnern und nicht zuletzt die Smaragd-Minen, die von den Paramilitärs kontrolliert werden. Ich wollte beide Teile von Santan-der kennenlernen, aber ohne auf „meine Frauen“ Rücksicht nehmen zu müssen. Einmal die Iguaque-Besteigung sollte zunächst genug sein.

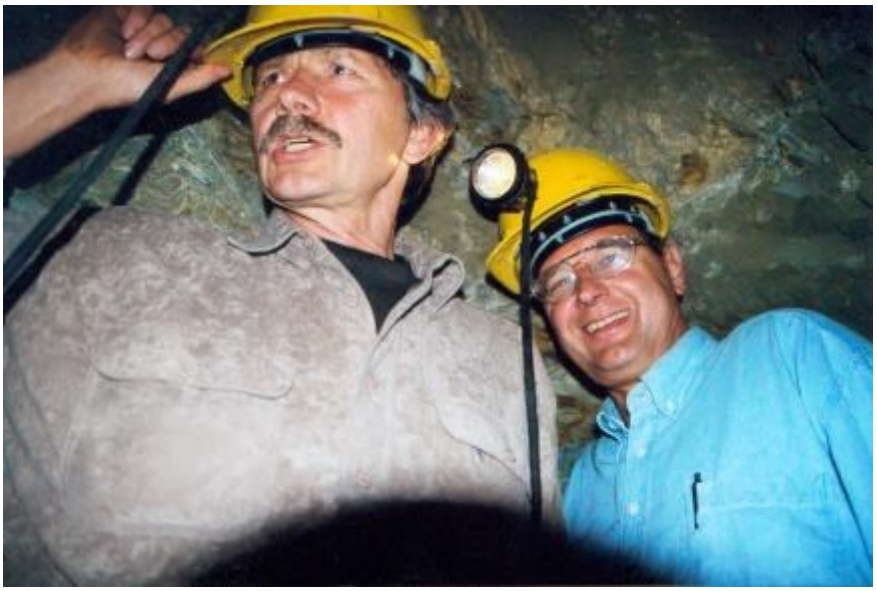
Kunst der Natur im Steingarten von Guane, Santander

Zwischen dem Kolonial-Dorf Guane und dem Kolonialstädtchen San Gil liegt ersten eine sehr alte Siedlungsgeschichte. Denn schon lange bevor spanische Eroberer hier eindrangen, bewohnte das Volk der Guane diese sehr fruchtbare Region mit ihren 5000er Bergen, den Erzminen, in Reichweite des großen Río Magdalena. Ich weiß nicht, wie die Guane ihren Ort ursprünglich nannten. Die Spanier zeigten, zu welch gewaltiger Namengebung sie fähig sind. Für sie wurde dieser Flecken *„Muy Noble y Leal Villa de Santa Cruz y San Gil de la Nueva Baeza“*. Zum anderen liegt auf dem Weg von Guane nach San Gil eine der großen und verzweigten Höhlen, die aus irgendeinem Grund zur Heimat von Tausenden von Fledermäusen geworden ist. Es ist ein bisschen mühsam, sich durch dieses Fledermausparadies zu arbeiten, manchmal bäuchlings im Schlamm. Aber wenn man nicht gerade sonntäglich angezogen ist, kann es funktionieren:

Abenteuerspielplatz Fledermaushöhle bei Barichara, Santander

Was mich im zweiten Teil meiner Santander-Erkundung allerdings noch stärker als Fledermäuse und das Rafting auf dem Río Fonce interessierte, war der Besuch einer Smaragd-Mine. Bei einem Routine-Kaffee mit dem Entwicklungs-Attaché unserer Botschaft waren wir auf den Financier der Paramilitärs zu sprechen gekommen, auf Victor Carranza. Ich hatte mich an einen Bericht von vor ein oder zwei Jahren in der spanischen Zeitung El Pais über Carranza erinnert und fragte unseren Botschaftsmann, wie der aktuelle Stand sei. Er wußte es auch nicht genau. Wir beschlossen, eine der Smaragdminen gemeinsam zu besuchen. Denn was wir beide erinnerten war, daß Carranza ein wichtiger (der wichtigste?) Financier der Paramilitärs war. Unser Besuch wurde offiziell von der Botschaft angemeldet. Es gab einen festen Termin. Wir fuhren mit einem Botschaftswagen zu der vereinbarten Mine, nach Chivor. Man gab uns klare Instruktionen, wie wir uns in der Mine zu verhalten hatten, es sei nicht ungefährlich. Mit den Erfahrungen vom bolivianischen Silberberg in Potosí konnte man mich nicht mehr erschrecken. Uns Besucher interessierte der Abstieg hinunter in die Stollen, wo wir uns ständig an grünlich schimmerden Felsen entlang schoben und fragten, wieso dieses Felstück nicht schon herausgebrochen war.

Abstieg in der Smaragd-Mine Chivor



Als wir endlich am Boden angekommen waren, war auch klar, warum man uns Stiefel geliehen hatte: wir standen knöcheltief im Wasser. Wieder zurück im Tageslicht kamen wir auf das, was uns vor allem interessierte, welche Rolle spielte die Mine für die Region, für das Land. Wir nannten den Namen Carranza zwar nicht, wollten aber gerne wissen, ob etwas an den Gerüchten dran sei, nämlich einer Verbindung zwischen Smaragden-Produktion und Para-Finanzierung. Der Betriebsleiter antwortete so diplomatisch als wollte er selber demnächst Botschafter werden. Er versorgte uns mit Rückblicken auf die uralte Bergbaugeschichte der Regionen Boyacá und Santander, schon Jahrhunderte vor Erscheinen der Spanier. Er unterfütterte die Bedeutung der exportierten Smaragde für Kolumbiens Handelsbilanz mit Statistiken, verwies auf die hohe Wertschätzung der Smaragde bei den Eliten der arabischen Länder. Aber er vermied alles, was auf den Namen Carranza hinweisen könnte. Und falls irgendwelche Paramilitärs sich irgendwelcher Smaragde bemächtigt haben sollten, wäre das so gut denkbar, wie wenn sie sich irgendwelcher Drogensendungen bemächtigten - beides sei illegal. Und dann erinnerten uns unser Fahrer und der Bodyguard der Botschaft daran, daß es kurz vor 15.00 sei und wir uns zügig auf den Rückweg machen müßten. Sie hatten den Tip mit dem Hinweis erhalten, daß am Nachmittag Paramilitärs in der Gegend unterwegs sein werden ... Vielleicht alles ganz harmlos, vielleicht wollten die einfach nur ihre Tantiemen in der Mine abholen.....

Abstecher in den Chocó

Miriam war zu Besuch eingetroffen. Sie war alleine gekommen, obwohl ich beide Kinder eingeladen hatte – mit der kleinen Bedingungen, daß sie die Buchung ihrer tickets selber organisieren sollten. Sie würden das Geld natürlich erstattet kriegen. Warum es bei Dani nicht funktioniert hatte, weiß

ich nicht mehr. Miri und ich hatten inzwischen schon einiges gemeinsam unternommen, darunter auch die Tour nach Villa de Leyva. Aber nebenbei mußte ich immer Mal wieder ein bißchen arbeiten. Miriam war daher mit nach Pereira geflogen, zu einem Termin beim Guadua-Projekt, wo sich eine Kollegin aus der GTZ-Zentrale und ein GTZ-Gutachter ebenfalls angesagt hatten. Wir hatten eine weitere Variante von „Mula“ gesehen und vor allem eine ganze Reihe der Guadua-Produkte inspiziert, darunter die mich ganz besonders interessierenden Guadua-Brücken.

ein Mula transportiert Guadua-Stämme zum Uni-Labor

diverse Guadua-Brücken in der Kaffeezone

Mein Arbeitsplan für die anschließenden Tage sah die Weiterreise in den tropischen Regenwald des Chocó vor, eine Problemregion an der Grenze zu Panama, fast nur von Afrokolumbianern und einem Rest indigener Völker bewohnt. Die beiden GTZ-Kollegen sollten / wollten mit mir zusammen die Anfrage prüfen, die uns zwecks Unterstützung für ein Waldschutzprojekt über das Umweltministerium erreicht hatte. Miriam sollte mich begleiten. Auf unserem Flugticket stand „Abflug 9.22“. Wir melden uns um 8.30 zur Abfertigung und hörten, dass man uns angeblich schon um 7.14 Uhr für den Flieger erwartet hatte. Leichtes Erstaunen auf unserer Seite. Das Erstaunen stieg als wir hören, dass der Flieger von 9.22 Uhr kurzfristig gestrichen wurde und nun nur eine kleine Maschine für lediglich 19 Passagiere bereit stehe. Aber da könnten wir bei aller Sympathie für die Deutschen und bei allem guten Willen und mit dem tiefsten Bedauern nun leider nicht mehr rein. Diese Maschine ist schon bis ins cockpit aufgefüllt. Jetzt ist die ganze Erfahrung eines alten Latino-Reisenden gefordert, die Mischung aus wilder Schimpfkanonade, Schuld von Anwesenden auf irgendjemanden Sonstigen lenken, übergossen mit dem gewinnenden Lächeln des blauäugigen Europäers, dem man jetzt ja wohl nicht so im Regen stehen lassen kann bis hin zum Hinweis auf die wichtige Mission im Regierungsauftrag, die offenbar im höchsten Masse gefährdet erscheint – also alle Register.
Es kommen viele Telefonate zwischen der Fluggesellschaft ACES am Flughafen von Pereira und deren Zentrale in Bogota zustande, mein eigenes handy mit meinem Büro in Bogota läuft ebenso

heiß. Meine Sekretärin macht unserem Reisebüro in Bogota Feuer unterm Hintern. In kurzer Zeit werden die armen Mädchen am Schalter in Pereira von allen Seiten mit Anrufen bombardiert, was denn da los sei. Sie schieben uns erst mal schnell in den VIP-Raum und halten uns mit Kaffee und Saft ruhig. Inzwischen ist auch der Flieger mit seinen 19 Passagieren gestartet. Es war der letzte Flieger an diesem Tag. Dieser Zug ist definitiv abgefahren. Aber wir müssen zu dem wichtigen Planungsseminar in den Regenwald im Chocó, an der Grenze zu Panama.
Die Frage nach einem Hubschrauberdienst wird von einigen Leuten im Flughafen positiv beantwortet. Ich mache mich auf die Suche nach einem entsprechenden Schalter. Aber dieser Service ist leider inzwischen eingestellt. Da kommt der Tip mit dem Charterflug. In einer Ecke des Flughafens gibt es tatsächlich einen winzigen Raum mit der Aufschrift Chartergesellschaft. Der Raum ist wirklich winzig, die zwei bestens proportionierten jungen Damen füllen ihn daher besonders eindrucksvoll aus. Sie sagen eine kleine Maschine innerhalb der nächsten halbe Stunde zu, in die genau wir vier reinpassen werden. Die ganze Maschine für uns soll lediglich 250 Dollar kosten. Es wäre deutlich billiger als bei ACES – und deutlich schneller! Kein Umsteigen unterwegs, sondern Direktflug. Wir würden die verspätete Abreise von Pereira vielleicht sogar wettmachen. Alle in der Gruppe sind einverstanden. Ich sage den prallen Damen zu. Sie sprechen über Funk irgendwo mit ihrem Piloten. Eine knappe Stunde später frage ich zum ersten Mal wieder vorsichtig nach, ob von unserem Flugzeug schon etwas zu sehen sei. Leider nein. Der Pilot muss aus Quibdó anfliegen, also genau von dort, wo wir hinwollen. Er kann wegen schlechten Wetters dort bisher nicht starten. Vorsichtshalber telefoniere ich wieder mit meinem Büro in Bogota: bitte weiterhin nach Alternativen Ausschau halten!!
Irgendwann am frühen Nachmittag hatte der Regen in Quibdó dann doch wieder aufgehört. Der Mann konnte starten. Statt morgens gegen 9.00 kletterten wir schließlich gegen 2.00 nachmittags in einen einmotorigen Viersitzer. 4 Personen und Gepäck. Der junge Pilot, flott und möglicherweise mit einer Lizenz, schob seinen Hopser schnell hoch in die weißen Wolken, über die zwei Andenketten, die hier parallel nebeneinander nach Norden laufen. Ein wunderschöner Blick auf die Berge, die bewohnten Andentäler und nach der zweiten Kette tut sich der Abhang zum tropischen Regenwald auf, die endlose grüne Fläche des Chocó. Aus unserer Höhe lassen sich gut die Windungen der Urwaldflüsse ausmachen, an einigen Windungen stehen Hütten, vielleicht von Indianern, vielleicht von Goldwäschern. Ich machte jetzt ein paar Bemerkungen zu den Afrokolumbianern, die als Sklaven seinerzeit vor allem hier unter uns als Arbeitsgeräte eingesetzt worden waren. Denn in den Zuckerplantagen und beim Goldwaschen und auf den Viehfarmen waren die einheimischen Indios wie Fliegen dahin gestorben. Interessanterweise hatten die Afrokolumbianer dann nach dem II. Weltkrieg formal eine stärkere politische Stellung mit dem Status eines kolumbianischen Bürgers zugesprochen bekommen. Aber das blieb de facto Tinte und Papier, nichts mehr. Ich war daher selber sehr gespannt, auf welche Vertretung der Afrokolumbianer und der Indio-Völker wir da unten treffen würden.
Eine halbe Stunde später zeigt sich als größter Urwaldfluss im Chocó der Atrato und an einer grossen Windung die Hauptstadt der Region, Quibdó, unser Reiseziel. Die Maschine wackelt ein bisschen mehr, offenbar ein paar Böen, die uns über der Stadt begrüßten. Die Landung ist problemlos. Ich frage erst jetzt den Piloten, ob er tatsächlich eine Lizenz zum Fliegen hat. Er lacht und sagt schlicht „si“. Alles klar.
Wir klettern aus dem Blechkäfig, der Kollege – Waldexperte aus Peru mit eher quadratischen Körpermassen – hat sich förmlich in Wasser aufgelöst. Aber auch wir anderen schwitzen wie im türkischen Dampfbad. Die Flughalle hilft, sie ist sehr luftig. Mit unserem überschaubaren Gepäck sind wir schnell draußen. Ein Taxi bietet sich an. Der Wagen (Modell?) hat einen Boden, der wird von vielen Löchern zusammengehalten, ebenso der Kofferraum. Ist das vielleicht die angepasste Technik, die wir immer predigen? Wahrscheinlich. Denn so fließen die Regengüsse, die durchs Dach reinschiessen, unten schneller wieder ab. Die Fenster schließen nicht, uns umnebeln recht intensiv

die Abgase dieser alten Mühle. Keiner von uns schaut nach, ob da überhaupt ein Auspuff dran ist. Erst beim Aussteigen sehen wir, dass der rechte Hinterreifen praktisch ohne Luft rollt. Es waren also nicht nur die Schlaglöcher auf der Strasse. Der Fahrer zuckt mit den Schultern.....
Der workshop mit Vertretern der Afro- und Indiogemeinden und lokalen staatlichen Funktionären führte zu einigen konkreten Absprachen. In der Luft lag von Anfang an die Frage, wieviel Geld die Deutschen denn in das Projekt zur nachhaltigen Bewirtschaftung der Chocó-Wälder fließen lassen wollen. Ich habe keinerlei konkrete Aussagen gemacht. Der Chocó gehört zu den korruptesten Regionen Kolumbiens und damit ganz Lateinamerikas. Wohl auf einer Linie mit Haiti. Es sind nicht in erster Linie die Köpfe der Afro-Gemeinden und auch nicht die indigenen Gemeinden, die immer nur ans Abkassieren bei allen Gesprächen denken (aber auch sie). Es sind vor allem die Funktionäre der staatlichen Institutionen, der Universität, der Forschungsinstitute etc.
Für den zweiten Tag hatte ich um eine Fahrt in die Umgebung von Quibdó gebeten. Mal einen Blick auf das Land, die Wälder, die Menschen werfen, für die wir hier etwas unternehmen wollten und mit denen wir dann zusammenarbeiten müßten. Am nächsten Morgen fand sich der 2. Direktor der Umweltbehörde mit zwei Jeeps ein. Wir fuhren ein paar Stunden raus in die Landschaft, natürlich auf Wegen, für die ein Jeep die Mindestausstattung ist. Und wie der Zufall es so will, landen wir nach einiger Zeit an einer Stelle, an der ein ansehnliches Holzhaus gebaut wird. Der Direktor steigt aus und erläutert kurz, dass er mal schnell nach seinem Haus schauen muss. Der Rundbau hinter den nächsten Bäumen wird sein Haus ergänzen. Das etwas kleinere, aber auch sehr hübsche Haus an der Einfahrt zu seinem Grundstück ist ein Ergänzungsbau für das Ergänzungshaus. Dort soll dann der Verwalter wohnen. Verwalter von bitte was? Von den 12 Hektar Land, die unser Direktor sich hier vor ein paar Jahren zugelegt hat. Weiter hinten zwischen den tropischen Bäumen ist schon ein fertiges Schwimmbecken zu sehen. „Das gehört einem Nachbarn“. Nur reicht der Grundstückszaun unseres Direktors noch viel weiter als nur bis zu dem Schwimmbecken. Wenn man jetzt genauer zählen würde, wären es wohl auch nicht nur 12 ha. Da kämen sicher noch eine Handvoll mehr zusammen.
Von diesem Direktor war praktisch kein entwicklungspolitischer Satz zu hören, nichts darüber, daß der Chocó einer der 10 hotspots der weltweiten Biodiversität ist; nichts von der Bedeutung dieser Großregion als ökologische Brücke zwischen Nord-, Mittel- und Südamerika und schon gar nichts darüber, daß die Afrokolumbianer durchschnittlich höchstens 1/3 Einkommen der Durchschnittskolumbianer erreichen, daß rd. 1/3 von ihnen noch immer Analphabeten sind, daß höchstens 2% der Jugend es auf eine Universität schaffen.

Marktfrau in Quibdó

Wir hörten nur nach wiederholtem Nachfragen ein paar Allgemeinplätze über die vielen Massaker, die von den Paramilitärs ständig an den Indio- und an den Afro-Gemeinden verübt werden.
Das gut entwickelte Interesse des Direktors an

seiner eigenen Finca reichte uns irgendwie nicht. Das Vertrauen in eine der wichtigsten Regierungsstellen für die angefragte Zusammenarbeit im Chocó sank in Sekundenschnelle. Über die Konsequenzen für die Zusammenarbeit mit den schwarzen und den indigenen Gemeinden in der vorgeschlagenen Form muss wohl noch mal sehr genau nachgedacht werden. Wahrscheinlich muß als erstes dieser Direktor abgelöst werden, dessen private Finca offenbar sehr weit von der Alltagsrealität der Region im Abseits liegt. Irgendwie hatte ich schon von Bogotá aus den Kontakt zu zwei Bethlehem-Missionaren in Quibdó herstellen können. Sie, „Schwester“ und „Bruder“, hatten uns zur Übernachtung in ihrem kleinen Missionszentrum eingeladen. Mit ihnen saßen wir abends lange bei Guayaba-Saft und im Zikadenlärm zusammen, von den vielen kleinen Geckos beäugt und den Moskitos im Licht der Gaslaternen umsummt, um die Eindrücke vom workshop und der Exkursion des Tages zu ordnen.
Das Missionars-Pärchen arbeitet schon seit 20 Jahren oder länger hier im Chocó. Sie machten uns keine besonderen Hoffnungen, was die Umweltbehörde und ihren Projektantrag betraf. Selber haben sie vor allem ein Solidaritätsprojekt mit den weiblichen Gewaltopfern der Chocó-Konflikte aufgebaut. Diese Missionare hatten alles erlebt, einschließlich eigener Schusswunden. Ihr Religionshintergrund war die *Theologie der Befreiung*, die insbesondere mit der lateinamerikanischen Bischofskonferenz im kolumbianischen Medellín (1968) zusammen gebracht wird und der dort verkündeten Option für die Armen. Der enorme Bruch zwischen Theologie der Befreiung und einer verkrusteten und opulenten katholischen Hierarchie hatte die Bethlehem-Missionare ganz gezielt auch nach Quibdó geführt.
Im Ergebnis erinnerte mich unser Nachtgespräch und die ganze Projektprüfung im Chocó sehr an meine Erfahrungen damals in Haiti. Korruption bis unter die Dachschindeln. Mit der gleichen Konsequenz: hierher sollen keine Mittel unter der Überschrift „deutsche Entwicklungszusammenarbeit“ fließen. Zu überlegen war allein, wie die Initiative der Bethlehem-Missionare unterstützt werden könnte. Ich habe persönlich zwar keinerlei Sympathie für Missionare. In Quibdó sprachen aus meiner Sicht allerdings zwei starke Momente für unsere beiden Gastgeber. Sie hatten sich auf die Seite der Befreiungskirche in Lateinamerika gestellt (und damit gegen den reaktionären Vatikan) und sie haben sich konkret auf die Seite der Allerschwächsten in dieser Konfliktregion gestellt, auf die Seite der Frauen.

Ausdruck von nicht endender Gewalt im Chocó

Ihre Frauenarbeit galt den überlebenden Müttern, Ehefrauen und Töchtern, die die tödlichen Kämpfe im wilden Chocó irgendwie ausgehalten haben. Wir konnten eine dieser Frauengruppen begrüssen. Sie nähen im Missionshaus Puppen, die nicht nach Barbie rochen, sondern ihrem eigenen Schönheitsideal entsprachen, ihre eigene Identität verkörperten. Unsere Spende für die Übernachtungen und die Frühstücke flossen automatisch in die Materialbeschaffung für diese Frauengruppen. Miriam und ich hatten ihnen erst einmal 2 der Puppen abgekauft, wobei meine bis heute im-

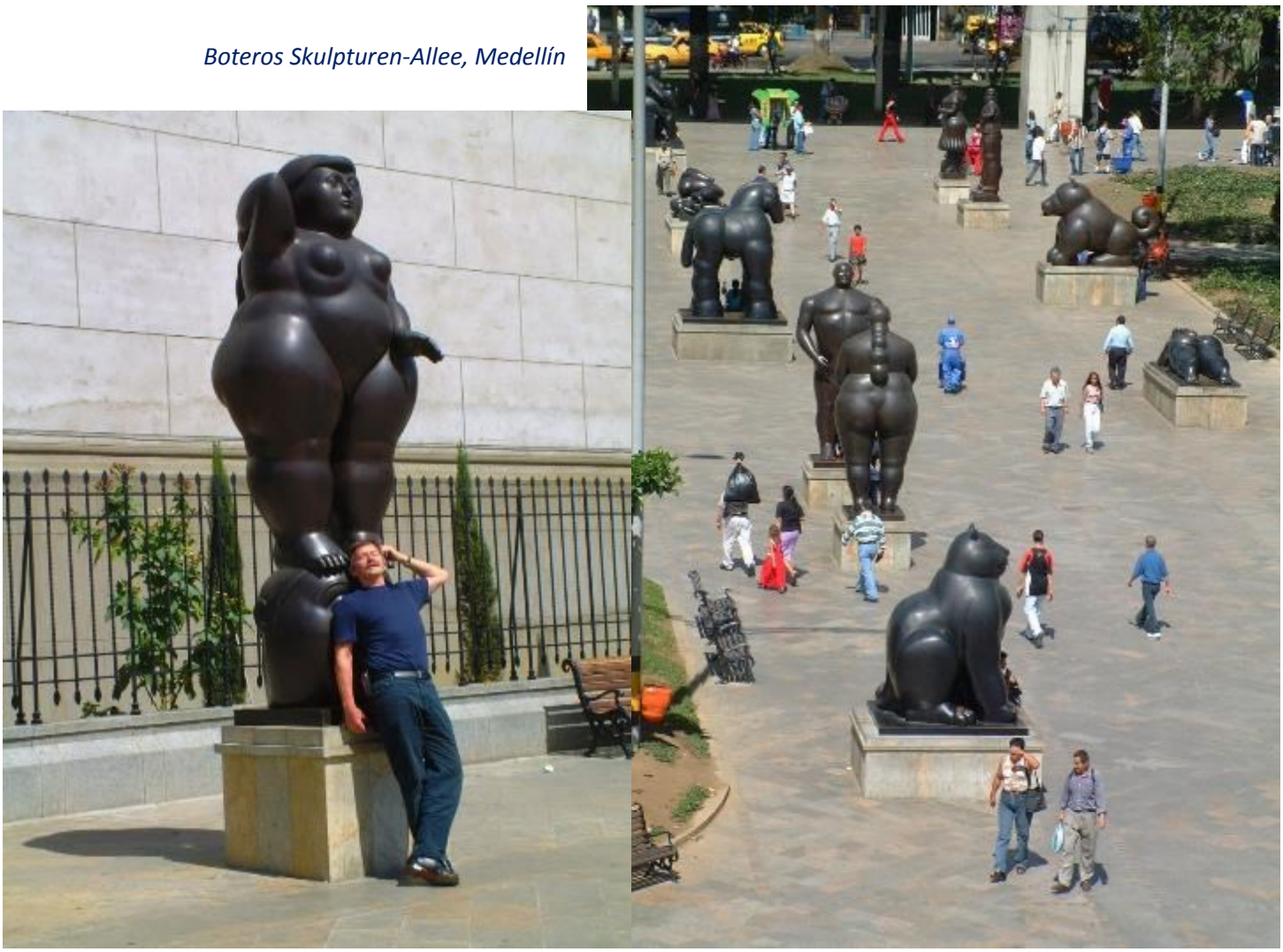
mer gut sichtbar in der Wohnung aufgestellt ist und die Erinnerung an diesen Chocó-Besuch wach hält.
Die Gespräche im Missionshaus erleuchteten jeden einzelnen in unserer Vierer-Delegation. Wir waren uns ziemlich schnell einig: dem Umweltministerium mußte vorschlagen werden, diesen Teil unserer geplanten Zusammenarbeit noch mal sehr kritisch zu überprüfen. Unsere Daumen zeigten dabei ziemlich tief nach unten.

in Quibdó nähen Frauen Puppen nach ihrem eigenen Ebenbild – keine Barbie

Stop over in Medellin

Auf dem Rückflug von Quibdó nach Bogotá über die Drogenmetropole Medellín ging uns Vieren jedenfalls der Gesprächsstoff nicht aus. Als wir dann, sogar pünktlich, vom Flugfeld Olaya Herrera in einem Minibus hinunter ins Stadtzentrum von Medellin rollten, kam mir nicht nur automatisch das Stichwort "Drogen-Metropole" in den Sinn. Ich erinnerte mich auch, daß dort unten Ende 1996 der deutsche Superspion Werner Mauss verhaftet worden war, weil ihn seine englischen Kollegen bei der kolumbianischen Staatssicherheit (aus Konkurrenzneid ?) denunziert hatten. Nach seiner Freilassung erhielten wir in der FES-Zentrale in Bonn eines Tages Besuch von Herrn Mauss und seiner Frau Ida. Es wurde ein längeres Gespräch - ohne daß wirklich klar wurde, was der deutsche Superspion bzw. sein Chef Bernd Schmidbauer, damals Leiter des Bundeskanzleramtes und Koordinator der Geheimdienste unter Kanzler Kohl, eigentlich von der sozialdemokratischen FES wirklich wollten. Auf Bitten der Botschaft hatte der damalige FES-Vertreter, mein Kollege Michael Weichert, sogar direkten Kontakt zu Mauss im Gefängnis aufgenommen und dabei gesehen, daß Mauss trotz allem einige Privilegien in seiner Zelle genoss, wie z.B. den Zugriff auf ein Telefon!
Unseren jetzigen Zwischenstop in Medellin wollten wir allerdings nicht zum Gedenken an Mauss nutzen, sondern um das neue Museum von Kolumbiens berühmtesten Maler und Bildhauer, Fernando Botero, zu besuchen. In der kolumbianischen Literatur bin ich nun Mal von Gabriel García Márquez mit seinen Roman „Hundert Jahre Einsamkeit“ sehr angetan. In der Malerei und Bildhauerei gilt parallel dasselbe für den in Medellin geborenen Botero.
Beim Blättern in Miriams Reiseführer fiel mir plötzlich auf, dass auch der Schöpfer des (argentinischen) Tango – Carlos Gardel – eine Beziehung zu Medellin hatte. Er war hier mit dem Flugzeug tödlich abgestürzt. Aber das mußte man jetzt nicht vertiefen.
Wir bewegten uns durch die Fußgängerzone der Drogen-Metropole auf das Botero-Museum zu, sprachen über diese hochgelobten und inzwischen teuer gehandelten lateinamerikanischen Intellektuellen. Ihre ausdruckstarken Konturen lateinamerikanischer Identität bei gleichzeitiger grotesker Überzeichnung der herrschenden Bourgeoisie. Gerade Botero selbst unterstreicht das noch dadurch, dass er sich als den kolumbianischsten aller kolumbianischen Maler bezeichnet. Dann sahen wir die endlose Menschenschlange vor dem Eingang des Museums. Jetzt 1 Stunde Schlangestehen, dann 2 Stunden Museum – wir hätten unseren Flieger nach Bogotá nicht mehr erreicht. Dieser Museumsbesuch mußte also ein anderes Mal nachgeholt werden.

Boteros Skulpturen-Allee, Medellín



Aber selbst die "Botero-Allee" hatte allen gezeigt: Dieses andere Kolumbien gibt es eben auch; das Land der netten kleinen und der faszinierenden großen Museen, die überall im Land verteilt sind, wie es auch viele nationale und lokale Künstler im Land verteilt gibt und auch eine Menge internationaler Veranstaltungen zu Film und Theater und natürlich diese Grammy-Träger Carlos Vives und Shakira (die übrigens im Herbst 2003 zur UNICEF-Botschafterin ernannt wurde). Nur an diesem Tag dort in Medellin konnten wir beim Thema Kunst leider nicht tiefer einsteigen. Wir liessen uns daher vom Flair des Stadtzentrums einfangen, vom gewaltigen Talkessel und den umliegenden Bergen, an deren Hängen allerdings unübersehbar viele Armenviertel hoch wachsen, und meine drei Begleiter waren genauso von der modernen Metro beeindruckt, wie ich beim ersten Besuch der Stadt. „Ist auch erst seit 5 Jahren in Betrieb und übrigens von spanischen und von deutschen Firmen gebaut; heißt Metro, fährt aber nur oberirdisch“. Irgendetwas sollten Miriam und die beiden GTZ-Kollegen aber doch von Medellin mitnehmen. Da half die Chicha-Verkäuferin mit ihrem für Medellin so typischen Blumenschmuck. Und dieser so selbstverständliche Blumenschmuck gebar ganz spontan die Idee, den Botanischen Gartens mit seiner einmaligen Orchideen-Sammlung aufzusuchen.

Auf dem Weg zu den Orchideen blieb die lang erwartete Frage dann nicht aus: was ist eigentlich mit Pablo Escobar und der Drogenproduktion? Medellin wird doch zusammen mit Cali immer als die weltgrößte Kokain-Metropole geführt. Ja, bis jetzt ist Medellin tatsächlich die Drogen-Metropole. Aber, wie mir mein wichtigster Kontaktmann in Kolumbien zum großen Drogen-Thema schon mehrfach erzählt hat (Ricardo Vargas): die 7.000 Morde pro Jahr, die in den 1990er Jahren in der Hochphase von Escobars Drogenkartell gemeldet wurden, sind inzwischen auf die Hälfte oder

weniger gesunken. Das liegt natürlich auch daran, daß Escobar 1993 aufgespürt und erschossen wurde und der Drogenhandel ohne diese dominante Führungsfigur zersplittert ist und sich zunehmend nach Mexico verlagert. Gleichzeitig hatte der vorige Bürgermeister von Medellin und anschließende Gouverneur des umliegenden Departaments Antioquia und neuer Staatspräsident - Alvaro Uribe - einen massiven Krieg sowohl gegen die Guerrilla wie auch gegen den Drogenhandel geführt, wurde dabei massiv von den US-Regierungen unterstützt und hat für Medellin bewirkt, daß die Stadt inzwischen deutlich zivilisierter als „Hauptstadt der Paisa“ daher kommt (der Menschenschlag mit den ausgeprägtesten Händlerqualitäten in Kolumbien). So verwundert es nicht, daß Medellin mit seinem attraktiven Klima auf 1.500 m Höhe, seinem hohen künstlerischen und intellektuellen Niveau und seinem Innovationswillen nur noch Bogotá als Konkurrenz ansieht. In Bezug auf Alvaro Uribe wird allerdings von meinen Kontaktleuten auch mit Sorge die massive Förderung der Paramilitärs durch Uribe angesehen, die viele Hunderte echte oder vermeintliche Sympathisanten der Guerrilla liquidieren durften. Anfang der 1980er hatte Escobar auch durch Uribes Unterstützung (für kurze Zeit) einen Parlamentssitz einnehmen dürfen, während Uribe selber Escobars Auftragskiller zu seiner eigenen paramilitärischen Truppe AUC ausbaute. Medellin ist weniger gewalttätig geworden, aber sehr komplex geblieben.

weibliche Oberschicht trifft auf populäre Chicha-Köchin

Wir hatten inzwischen den Jardín Botánico erreicht, die Drogendiskussion brach erst einmal ab, denn das hier ist wirklich eine einmalige Attraktion: die gewaltige Freiluft Orchideensammlung mitten in der Stadt.

im Orchideen-Garten der Drogenmetropole Medellin

Ein wenig eleganter und zarter als die dicken Botero-Figuren war diese faszinierende Blütenwelt schon. Wie viele von den insgesamt 3.500 Orchideenarten, die es offiziell in Kolumbien gibt, wir hier betrachten und fotografieren konnten, kann ich nicht sagen, aber sehr viele.
Kurz vor Mitternacht waren Miriam und ich wieder zu Hause in Bogotá. Als erstes den Kamin angeheizt. Nach der vielen Sonne der letzten Tage kam uns Bogotá auf seinen 2.700 Metern doch ziemlich kühl vor. Noch einen ordentlichen, fair gehandelten Kaffee aus der neuen Siemens-

Maschine, im Internet nach dringlichen emails geschaut und noch schnell die Notizen ordnen für die lange Sitzung morgen im Ministerium. Einer der vielen reizvollen Arbeitsausflüge war beendet; Pereira, Chocó, Medellin, Bogota.

►▼◄

DIALOG MIT DER GUERRILLA IM HAUPTQUARTIER DER FARC

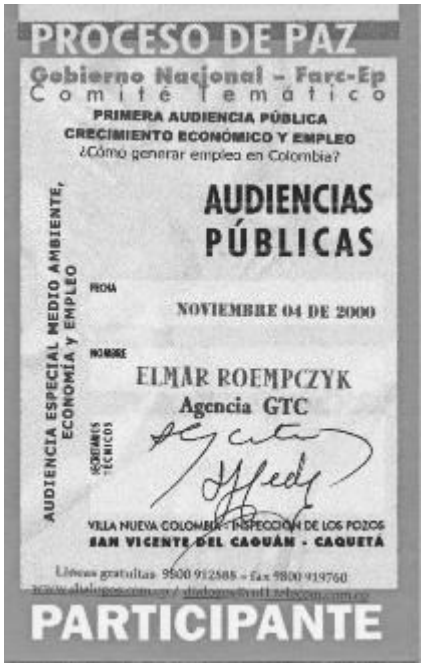
Die Sorge um weitere Zuspitzung der Kriegshandlungen im Land, auch in bisher ruhigen Regionen wie etwa der Kaffeezone, hat jetzt zu einer ziemlich kuriosen Geschichte geführt. Die größte der Guerrilla-Organisationen, die FARC, hatte Anfang No-vember (2000) wichtige natio-nale Umweltbehörden und Umweltorganisationen zu einer Anhörung (Auditoria) in ihr Hauptquartier nach Los Pozos eingeladen, dazu als einzigen Ausländer auch mich, der im ganzen Land Umwelt-politikberatung leistete. Wir flogen in einer kleinen Re-gierungsmaschine vom Mili-tärflughafen in Bogotá nach San Vicente de Caguán, mitten in der Drogenregion Caquetá am Eingang zu Amazonien gelegen.

Wieviel Krieg darf es denn sein ?

San Vicente, FARC-Flughafen und Transport unserer Delegation mit FARC-Taxis nach Los Pozos

Um San Vicente herum war zwischen Regierung und FARC ein Gebiet von der Größe der Schweiz als mi-litärisch freie Zone von beiden Seiten vereinbart und respektiert worden. Von dort holte uns die FARC mit mehreren Jeeps ab, um zu ihrem eigentlichen Lager, Los Pozos, knapp 2 Stun-den über Urwaldwege zu rollen. Was dabei zu sehen war, unterschied sich nicht von anderen Viehzuchtregionen Kolumbiens: d.h. abge-holzte Wälder mit exten-sivem Rinderbestand. Welche Besitzverhältnisse in diesem Gebiet gelten, das unter FARC-Verwal-tung steht, ließ sich nicht in Erfahrung bringen.

Aber der Reihe nach:
Das sogenannte Thematische Komitee der FARC hatte zu einer Anhör-ung zum Thema Umwelt und dem möglichen Beitrag von Umweltpo-litik für die gesellschaftliche Entwicklung eingeladen. Die Regierung hatte angenommen. Die Einladung der FARC betraf knapp 20 Vertre-ter diverser öffentlicher Umweltinstitutionen, angefangen vom Um-weltminister, über den Gouverneur der wichtigen Provinz Cundina-marca, den Chef der Nationalparks bis hin zu nationalen Forschungs-instituten. Dazu 2 Ausländer: einen Vertreter der Weltbank sowie mich als GTZ-Vertreter für den Umweltbereich.


PROCESO DE PAZ
Gobierno Nacional – Farc-Ep
Comité Temático
PRIMERA AUDIENCIA PÚBLICA
CRECIMIENTO ECONÓMICO Y EMPLEO
¿Cómo generar empleo en Colombia?
AUDIENCIA ESPECIAL MEDIO AMBIENTE, ECONOMÍA Y EMPLEO
AUDIENCIAS PÚBLICAS
FECHA
NOVIEMBRE 04 DE 2000
NOMBRE
ELMAR ROEMPCZYK
Agencia GTC
ASESORES TÉCNICOS
VILLA NUEVA COLOMBIA - INSPECCIÓN DE LOS POZOS
SAN VICENTE DEL CAGUÁN - CAQUETÁ
PARTICIPANTE

ER-Einladung der FARC nach Los Pozos

Die höchsten politischen Autoritäten auf unserer Seiten waren Umweltmi-nister Juan Mayr (öster-reichischer Abstammung) und der Gouverneur der Provinz um die Hauptstadt herum, Cundinamarca, die von der FARC stark infiltriert ist. Der Gouverneur ist Verbindungsmann zwischen dem Thematischen Komitee der FARC und der ko-lumbianischen Regierung. Er ist zugleich Sprecher der Gouverneure für das Thema Umwelt im Rahmen der Friedensgespräche zwischen FARC und der Regierung Pastrana. Als wir eintrafen wartete ein FARC-Auditorium von 600 oder mehr Zuschauern schon in Los Pozos, einer kleinen Ansammlung von einfachen Steingebäuden (weniger als ein Dorf), einigen offenen Holzkonstruk-tionen mit Palmdach, minimalen sanitären Anlagen, einem kleinen Kiosk zum Verkauf einfacher Getränke, Sandwiches, Süßigkeiten. Die FARC hatte für ihre Gäste Zelte auf diesem Gelände auf-gestellt. Damit waren alle Anwesenden in drei Gruppen unterscheidbar. Die größte Gruppe war dieses Auditorium der 600. Es handelte sich um Bauern, Indigene, Studenten, Sprecher von Basis-organisationen, Cocapflanzer, Kriegsvertriebene aus dem Süden, Frauengruppen. Sie alle hatte die FARC aus den verschiedensten Landesteilen selber in Bussen quer durchs Land nach Los Pozos transportiert. Diese Menge drängelte sich auf einfachen Holzplanken in einem improvisierten Amphittheater. Dem Amphittheater gegenüber hatten die Guerrilleros eine überdachte, offene Versammlungshalle mit einem Podium, einigen Tischen für die Comandantes der FARC und einem Stehpult mit Mikrophon errichtet.
Die dritte Gruppierung waren wir Eingeladenen. Die FARC hatte einen klaren Themenvorschlag ge-macht: Umweltpolitik und gesellschaftliche Entwicklung. Die Vorbereitung auf Regierungsseite dazu war katastrophal gewesen, weil nicht vorhanden.
Meine eigene Anregung gegenüber dem Umwelt-Ministerium und beim Gouverneur, eine Ge-sprächsstrategie für die Anhörung zu entwickeln, war überhört worden. Beim Abflug in Bogotá wurden von den Teilnehmern unserer Gruppe Mutmaßungen geäußert, wie die ganze Veranstal-

tung möglicherweise ablaufen könnte. Aber es gab keine Klarheit über die eigene Agenda und die Struktur des Treffens. Erst dort bat mich der Gouverneur, mich ebenfalls aktiv mit einem Beitrag zu beteiligen, nachdem ich zuvor nur meine Teilnahme vereinbart hatte.
Jetzt trafen wir also in Los Pozos auf einen strategisch vorbereiteten „event“: außer dem 600er-Auditorium war das nationale Fernsehen mit zwei Kameras zur Stelle, 5 FARC-Comandantes hatten auf dem Podium Platz genommen. Wir selber waren erst vor ein paar Minuten verschwitzt aus den Autos gestiegen, da rief die Fernsehmoderatorin schon zur Schlachtordnung, d.h. machte ihre mit der FARC abgestimmte Ansage der Spielregeln für diese Anhörung. Es war eine Anhörung im engsten Sinne des Wortes. Jeder von uns hatte genau 6 Minuten, um sein Sprüchlein aufzusagen. Der Minister und der Gouverneur erhielten je 10 Minuten. Keine Fragen, keine Diskussion, keine Stellungnahme oder Äußerung der FARC-Comandantes. Für unsere Redebeiträge gab es nur das Zeitlimit, keine sonstige Vorgabe. Zwischen jeden der Behördenvertreter aus Bogotá schob die Dramaturgie der Veranstaltung einen oder mehrere Vertreter der eingeladenen Auditoriums-Gruppen. Insgesamt kam es daher zu 42 Wortbeiträgen, die sich - mit kleinen Pausen garniert - von 9.00 morgens bis etwa 18.00 hinzogen.

Szenerie der FARC-Auditoria in Los Pozos, 2000

Zwangsläufig kam ein sehr bunter Salat an globalen Fragestellungen zustande, von der UN-Agenda 21 und der Konvention zum Schutz der Artenvielfalt bis zu den punktuellen Problemen einer Frauenselbsthilfegruppe in der Kaffeezone von Armenia und Bedrohungsängsten der indigenen Gruppen in Amazonien an der brasilianischen Grenze.
Das Szenario hatte etwas vom surrealen Charme der 60er Jahre, wo die West-Besucher eines DDR-Ortes alle 14 Tage zwangsweise zur Zusammenkunft mit einer DDR-Autorität geladen wurden, um sich die Errungenschaften des realen Sozialismus anzuhören, aber keinerlei Gespräch oder gar Dis-

kussion erwünscht war. In Los Pozos wurde jetzt alles nicht nur vom Fernsehen den ganzen Tag über live auf einem staatlichen Kanal gesendet, sondern auch über ein eigenes kleines Studio der FARC mitgeschnitten. Überall verteilt standen mit AK-47 bewaffnete Guerrilleros und Guerrilleras herum. Eine Guerrillera postierte sich immer im Rücken jedes Redners (um ihn wovor zu schützen?). Jeder Vertreter der offiziellen Umweltorganisationen und Behörden wurde aus der Mitte des Publikums (Bauern etc) durch Zwischenrufe unterbrochen, woraufhin das gesamte Publikum heftig Beifall spendete und vielstimmig noch ein paar weitere kritische Anmerkungen zu allen möglichen Regierungsmaßnahmen hinterher schickte.
Diese „Volksbasis“ war ganz offenkundig vorher trainiert worden. Unabhängig davon, wie viele von den kritischen Anwürfen gegen die Regierung berechtigt sind (zweifellos viele!), machte dies vor allem den stalinistischen Charakter einer Anhörung bei der FARC deutlich.
Schließlich kam ich selber an die Reihe und machte zunächst meinem Unmut ein bisschen Luft. Denn die Guerrillera mit ihrer automatischen Waffe auch in meinem Redner-Rücken hielt ich schlicht für unangebracht und absurd. Um das zum Ausdruck zu bringen, legte ich am Rednerpult meine Kamera demonstrativ mit den Worten beiseite: ich lege erstmal meine „Waffe“ ab. Ob diese Spitze verstanden wurde, kann ich nicht sagen. Auf meinen Beitrag gab es vom 600er Publikum mehrere Zurufe, auch Beifall. Ich konnte in der Kürze der Zeit nur ein paar plakative Ausführungen machen, wie: wichtigste Voraussetzung für Umweltpolitik ist Frieden; die europäischen Regierungen haben in ihren jüngsten Zusagen an die kolumbianische Regierung Umwelt als eines von mehreren Schwerpunktthemen benannt; die europäischen Gesellschaften stehen allerdings dem Plan Colombia äußerst kritisch gegenüber, daher ist keine Bereitschaft vorhanden, Umweltmaßnahmen in Kriegsgebieten zu unterstützen; die europäischen Institutionen sind allerdings sehr wohl bereit, an der nachhaltigen Bewirtschaftung der kolumbianischen Wälder mitzuarbeiten (etwa Amazonas), an der Modernisierung der Wasserpolitik, an Fragen alternativer Energiegewinnung und nicht nur an Fragen grünen Umweltschutzes, sondern – bei 80% städtischer Bevölkerung – auch an städtischem Umweltschutz. Bei all dem sei Umweltberatung für uns Europäer immer eine Frage des Zusammenspiels von ökologischen, sozialen und ökonomischen Faktoren, aber zwangsläufig auch von kulturellen und methodischen Fragen. ... (ungefähr so).
Für niemanden war es schwer zu erkennen, dass wir es hier mit einer politischen Show zu tun hatten. Das wurde noch dadurch unterstrichen, dass sich jeder Guerrillero und jede Guerrillera liebend gern von jedem fotografieren ließen, in der Regel als Gruppenbild mit Guerrillero oder auch als Erinnerungsfoto „Ich bei der Guerrilla“. Später würde man das „selfies“ nennen. Auch wenn so ein Foto ja einen gewissen Reiz als Dokumentation für Daheimgebliebene hat, habe ich es mir verkniffen, weil hier niemand garantieren kann, was mit einem solchen Foto geschieht und ob es in diesem turbulenten Land nicht durch einen „dummen Zufall“ in die falschen Hände gerät (in dem Fall in die Hände der Paramilitärs). Dann stehst du ungewollt auf der Liste der FARC-Freunde und kriegst entsprechend massive Schwierigkeiten. Ich habe selber auch nur einige wenige Fotos von dem ganzen Prozess geschossen.....
Und dann gab es noch das Politische Sondergespräch. Abends gegen 19.00 kam es unter tropischem Sternenhimmel mit den Geräuschen einer solchen Nacht zu einem Gespräch in kleinem Kreise, wir aus Bogota Angereiste mit den 3 Spitzen der FARC, die für die thematischen, programmatischen Fragen ihrer neuen Politik zuständig sind, darunter Ivan Ríos, der dann im März 2008 von einem Untergebenen ermordet wurde, um das von der Regierung Uribe ausgesetzte Kopfgeld zu kassieren.
Dieses politische Nachtgespräch war zu großen Teilen ein Monolog von jeweils einem der Kommandanten. Aber wir waren immerhin zur Bewertung und zu Kommentaren über die Veranstaltung dieses Tages aufgefordert. Weil man in Kolumbien dem Gastgeber immer erst mal sagt, wie toll seine Veranstaltung war, waren das auch hier die ersten Reaktionen („viel gelernt“, „sehr interessant“). Es blieb aber nicht dabei. Dafür war der Kreis dann doch zu kompetent und selbst-

bewusst. Drei Hauptanmerkungen schälten sich heraus:

- Eine solche Anhörung ist in jedem Fall 1000mal besser als Krieg, sie sollte fortgesetzt werden.
- Wenn sie fortgesetzt wird (was leider nur die FARC allein bestimmt), dann müsste sie methodisch anders aufgezogen werden (das war auch mein eigener Kommentar). Die Kommandanten ließen sich erstaunlich lange auf unsere Anmerkungen ein und zeigten deutliche Bereitschaft, die Fortsetzung in Form von Fachgesprächen zu organisieren.
- Dann kam es sogar zu einer dritten Ebene: thematische Fragen, wie sie sich auch aus dem Beitragsschwall des Tages herauskristallisieren liessen. Etwa 6 bis 7 zentrale Bereiche für die kolumbianische Umweltpolitik wurden gemeinsam identifiziert.

(Brief-Auszug:)
In der späteren Analyse innerhalb unserer Gruppe waren wir uns einig, dass wir im offiziellen Teil der Anhörung an einer Politshow zur Vermarktung des FARC-Image teilgenommen hatten. Wir waren uns aber ebenso einig, dass die Möglichkeiten, über die Umweltpolitik einen konkreten Fuß in die Tür des Friedensprozesses zu bekommen, nach diesem Abendgespräch grundsätzlich eher positiv zu bewerten seien. Die durchaus aktive Rolle des deutschen Teilnehmers bei den Gesprächen und bei der bisherigen Regierungsberatung hat den Minister daher auch zu der Bitte veranlasst, die Folgeschritte aktiv durch unser Projekt SomosSINA zu unterstützen. Ohne euch jetzt mit allzu vielen Einzelheiten zu langweilen, will ich nur sagen, dass wir immerhin ein paar Dinge miteinander verabredet haben, z.B. : Prüfung der Idee einer „Friedensuniversität“, die in den Räumen der früheren Kaserne von San Vicente de Caguán funktionieren könnte und u.a. in unterschiedlichen Disziplinen an der fachlichen Vertiefung der Gesprächsergebnisse arbeiten könnte.
Unabhängig davon, dass die Ereignisse in Los Pozos nicht losgelöst von den Gewaltakten der FARC in anderen Landesteilen gesehen werden können und die Anhörung insgesamt nur die „Schokoladenseite“ der Guerrilla zeigen sollte, ist die FARC neben dem Umweltministerium und den Regionalen Umweltbehörden zweifellos der wichtigste Einflussfaktor auf eine kolumbianische Umweltpolitik und rangieren darin eindeutig vor den Kommu-nen und der Zivilgesell-schaft.

Auswertung der FARC-Gespräche im Umwelt-Ministerium mit einem Teil des GTZ-Projektteams

Neben der Planung und Kontrolle meiner GTZ-Projekte berieten wir in der Folgezeit in unseren routinemäßigen Sitzungen des „Umweltkabinetts“ mit Minister, Vizeministerin und den Leitern der wichtigsten Umweltbehörden sowie einem Teil meiner eigenen Mitarbeiter auch solche Anregungen aus Los Pozos.

Ich muss allerdings gleich dazu sagen, wenn ich in diesem Augenblick für die Ebert-Stiftung in Kolumbien arbeiten würde, wäre es wahrscheinlich leichter für mich, einen aktiveren Part zu spielen

als für die GTZ, die sich hier in Kolumbien immer noch zu sehr als unpolitische Organisation zu geben versucht. Vor allem liegt das an der offiziellen GTZ-Koordinatorin hier in Bogotá. So hatte ich mich wegen des zu geringen politischen Grund-verständnisses dieser deutschen Vorgesetzen gezwungen gesehen, die Teilnahme in Los Pozos nur mit unserer Botschaft abzusprechen, nicht mit Frau S.M.. Unsere Botschaft hatte sofort die politische Dimension dieses sehr eigenen „Gesprächs" in Los Pozos verstanden und mir entsprechend grünes Licht gegeben - was Frau S.M. mir verweigert hätte. Frau S.M. fühlte sich anschließend zwangsläufig düpiert und verhängte eine Abmahnung gegen mich. Daraufhin trat ich von meiner bis dato Funktion als eines der beiden Mitglieder des GTZ-Beirats in Kolumbien zurück. Das bis dahin unter der Oberfläche bestehende Spannungsverhältnis zu meiner Vorgesetzten war damit für alle Kollegen sichtbar geworden.
Es zeigte sich auch an anderer Stelle gegenseitiges „Unverständnis". Z.B. lehnte ich es ab, dass Frau S.M. die US-amerikanischen „Entwicklungshelfer" von USAID in engere Zusammenarbeit mit der GTZ bringen wollte. Ausgerechnet eine US-Regierungsorganisation, während US-Piloten landwirtschaftliche Flächen mit Glyphosat besprühten und dabei nicht nur Coca-Anpflanzungen trafen, sondern auch die ganz normalen Nahrungsmittel und das Vieh der Kleinbauern. Ich wollte damit nicht in einem Atemzug genannt werden und meine Partnerorganisationen da draußen auch nicht.
Solche Spannungen im eigenen Hause sind nicht unbedingt hilfreich, haben mich aber auch nicht entscheidend bei der Weiterentwicklung meiner verschiedenen Projekte behindert. Denn mit den wichtigsten Umweltorganisationen des Landes arbeitete mein Team und ich sehr konstruktiv zusammen – zumindest solange Juan Mayr der Minister war. Erst unter der neuen Regierung von Alvaro Uribe (dem aus Medellin) und dem zwangsläufigen Kabinettswechsel drehte auch Frau S.M. wieder eine Anpassungs-pirouette und wir gerieten bald erneut aneinander. …….

Einst hieß es: Spaniens Goldräuber gegen Englands Piraten. Heute: Uribe hilft Bush gegen Kolumbien - und morgen?

4 Tage Cartagena können 4 Tage im historisch-schönen Golddepot der spanischen Conquistadoren bedeuten. Überall in den Gassen und Plätzen und Gebäuden wird man an die Zeitspanne 1492-1992 erinnert.

koloniales Cartagena bei Nacht

500 Jahre nach Kolumbus hatte Spanien sich an sein wüstes Auftreten 500 Jahre zuvor erinnert und die Restaurierung des historischen Stadtkerns von Cartagena weitgehend finanziert. Bei dem diffusen Licht und der Wärme ist es daher jetzt auch nachts sehr einladend, durch die engen kolonialen Gassen zu schlendern.
Es gibt erstaunlich wenige Kirchen, verglichen mit sonstigen spanischen Städten. Cartagena war eben in erster Linie Umschlagplatz für die Gold- und Silbertransporte aus Peru und Bolivien und aus dem Inneren Kolumbiens gewesen. Dafür hat die Stadt

noch heute ihre endlos lange Stadtmauer. Sie bot einst einigermaßen Schutz vor den ständigen Überfällen der (englischen) Piraten. Wir nahmen zunächst war, daß überraschend wenige Touristen in der Stadt unterwegs waren, die die kleinen Kneipen und Cafés und Kunsthandwerks-Stände beschnupperten. Zum einen war keine Reisesaison. Zum anderen hält sich der internationale Tourismus bei Kolumbien zu recht noch stark zurück.

Cartagena-Jugend noch ohne handy, ohne selfies

Denn es gibt nicht nur fröhliche Nachrichten: so hatte es an 2 von den 4 Tagen über Stunden wie aus Eimern geschüttet. Bei den Hurrikan-artigen Stürmen und Blitzen war ein Mann zu lange im Meer geblieben und von einem Blitz erwischt worden. Dadurch wurde er zu stark aufgeheizt.

4 Tage in Cartagena können aber auch für die Vollversammlung aller Projektleiter der GTZ in Kolumbien genutzt werden. So traf es uns. Denn inzwischen heißt der neue Staatspräsident Alvaro Uribe. Und als GTZ wollten wir uns untereinander verständigen, was die neue politische Führung für unsere Arbeit mit sich bringt. Es hatte u.a. zunächst so ausgesehen, als wollte der neue Präsident nicht nur mehrere Ministerien zusammenlegen und damit Sparwillen zeigen. Ich hatte auch befürchtet, er würde das Umweltministerium mit dem Ministerium für Landwirtschaft und Forsten zusammenlegen – das würde dann das unmittelbare Ende der Umweltpolitik bedeuten.

Unser Treffen hatte im Vorfeld einiges an Extraarbeit bedeutet. Denn mein interner Auftrag für das Treffen hatte gelautet, eine Übersicht über alle unsere Projekte und Projektbereiche zusammenzustellen und zudem über meine Umweltprojekte hinaus eine gesellschaftspolitische Einschätzung vorzunehmen zu so wichtigen Thema wie dem „Plan Colombia“ und den möglichen Widersprüchen der Politik, die wir unter Uribe erwarten durften. Dabei war allen Anwesenden bekannt, dass Uribe den ehemaligen Drogenkönig Pablo Escobar bei dessen politischer Reinwaschung stark unterstützt hatte, damit Escobar einen Sitz als stellvertretender Abgeordneter im Parlament einnehmen konnte. Uribe hatte als Gouverneur des Departaments Antioquia und ehemaliger Bürgermeister der Drogen-Metropole Medellin auch erheblichen Anteil am Aufbau und Ausbau der privaten Milizgruppen in seinem Departament gehabt, Milizen, aus denen sich rasch die aktuellen paramilitärischen Verbände der AUC entwickelten. Ihr Ursprung waren die professionellen Mördereinheiten, die Escobar befehligt hatte. (Ich hatte das schon gelegentlich Besuchern erklärt: Medellin stand und steht für sehr komplexe Verhältnisse). Dieser Uribe ist also der neue Staatspräsident. Er hatte natürlich Juan Mayr, den bisherigen Umweltminister sofort abgesetzt, aber entgegen meiner Befürchtung nicht das Umweltministerium im Landwirtschaftsministerium aufgehen lassen, sondern mit Cecilia Rodríguez González-Rubio eine neue Umweltministerin ernannt.

Als SomosSINA hatten wir angesichts der politischen Veränderungen kürzlich alle 33 regionalen Umweltbehörden zu einem Seminar eingeladen. Das landesweite Ergebnis war für uns insgesamt wichtig. Denn mein grüner Bereich umfaßt 11 von 24 GTZ-Projekten. Es war sehr deutlich gewor-

den, dass die meisten Direktoren große Angst vor einer Intensivierung der Glyphosat-Kampagnen aus der Luft haben, weil die dabei automatisch mitgeschädigte Nahrungsproduktion überall in den Drogenanbaugebieten zu weiteren sozialen und finanziellen Härten für die Landbevölkerung führen wird. Gesteigerte soziale Unruhen bedeuten gleichzeitig leichteren Zugang der Guerrilla und der Paramilitärs bei diesen Menschen – also gesteigerten Bürgerkrieg. Vor dem Hintergrund trug mein Referat den Titel: „AUS ANTIDROGEN-POLITIK WIRD PRÄSIDIALE DIKTATUR". Ich trug das Thema so konkret wie möglich vor, z.B. folgende Entwicklungen:

- *Eine Gruppe von Bürgern hatte wegen der Flächenbesprühungen in diversen Landesteilen Südkolumbiens gegen das Umweltministerium und die nationale Drogenaufsicht DNE geklagt. Wegen Gesundheitsschäden und Erkrankungen ihrer Tiere sowie Absterben ihrer Nahrungspflanzen sollte sofort der Einsatz des Pflanzengifts Glyphosat unterbleiben.*
- *Das Verwaltungsgericht des Departaments von Cundinamarca hatte den Klagen stattgegeben, solange keine Maßnahmen zur Linderung der „Kolalateralschäden" ergriffen würden.*
- *Das Urteil wurde von Staatspräsident Alvaro Uribe öffentlich für inhaltslos erklärt und er legte sofort beim Staatsrat, dem höchsten Verwaltungsorgan des Landes, Widerspruch gegen das Urteil ein. Bis zur endgültigen Entscheidung dürfen die für Mensch und Umwelt gleichermaßen gefährlichen Sprühaktionen daher weiter betrieben werden. Uribe stützt sich dabei auf die Erklärungen von US-Politikern, die sich wiederum auf die US-Hersteller von Glyphosat berufen (d.h., Monsanto, den die deutsche Bayer im März 2019 für die Wahnsinnsumme von 63 Mrd Dollar übernommen hatte).*

Es darf bei dieser Entwicklung nicht verwundern, dass in Kolumbien selbst, wie auch im Ausland von einer drohenden Diktatur, von einer Semi-Diktatur und ähnlich gesprochen wird. Selber denke ich, dass Präsident Uribe den Weg für eine präsidiale Diktatur ebnet, die wiederum eine offene Machtübernahme der Militärs vermeidet. Natürlich gehören diejenigen zu den intensiven Warnern, deren job es ist, solche politischen Prozesse zu beobachten und zu analysieren, vor allem Journalisten. In der Latin American Federation of Journalists besteht ein solches Gremium, das unbedrohter als die kolumbianischen Journalisten im Lande argumentieren und schreiben kann. Bei ihnen klingt die Einschätzung der kolumbianischen Entwicklung heute so: der extremistische Präsident Uribe will die bürgerlichen Grundrechte nachdrücklich beschneiden und will Vergehen der Truppen und der Paramilitärs gegen die Menschenrechte legal absichern. Das ist natürlich ein sehr hartes Urteil. Es zeigt aber, wie nahe die aktuelle Regierung an den früheren diktatorialen Entwicklungen in Chile oder Argentinien oder Uruguay etc gesehen wird. In Chile unter General Pinochet hatten die US-Regierungen die „Operation Condor" entwickelt und in Chile wie auch in Brasilien etc durchgesetzt. Damals galt es, den „amerikanischen Hinterhof" frei zu halten von nationalen linken Revolutionen, die die Interessen von US-Konzernen gefährden würden (z.B. Kupfergewinnung in Chile).
Für Kolumbien hatte die Regierung Clinton den sog. „Plan Colombia" entwickelt und noch mit Uribes Vorgänger Pastrana im Jahre 2000 als Aktionsplan unterzeichnet, der inzwischen voll umgesetzt wurde. Die GTZ-Koordinatorin hatte mich um eine gesellschaftspolitische Einschätzung der Lage gebeten. Diese Gelegenheit nutzte ich jetzt in Cartagena, um über Kolumbien hianus auch auf die problematischen Beziehungen zu den USA zu verweisen ....:

Eine neue US-Kriegsfront in Lateinamerika nennt sich „Plan Colombia"

Im Jahre 2000 hatte die Clinton-Regierung noch die übliche amerikanische Illusion, daß ein für die USA großes Problem am besten durch einen Krieg gelöst werden könne – natürlich einen Krieg, den die USA in ein anderes Land tragen. Im Fall der massiven Drogen-Probleme in den USA sollte

die Lösung heißen „Anti-Drogenkrieg in Kolumbien“ oder kurz „Plan Colombia“. Präsident Pastrana hatte sich der Außen- und Sicherheitspolitik der Regierung Clinton und dessen innenpolitischen Interessen einer Anti-Drogenpolitik unterworfen und inzwischen lässt der neue Präsident Uribe den Plan Colombia weiterhin in seinem Land ausführen. Damit übernimmt auch die neue kolumbianische Regierung die Sichtweise Washingtons, dass sich die Drogenprobleme in der US-Gesellschaft durch die physische Zerstörung der Coca-Anbauflächen in Kolumbien lösen lassen.
Für uns vor Ort und gerade auch für „meine“ Umweltregionen war deutlich erkennbar, daß Kolumbiens Regierung die eingesetzten US-Militärs und beteiligten US-Firmen ihre Erfahrungen aus dem Vietnam-Krieg nutzen läßt und gestattet, daß ganze Landstriche mit dem seit dem Vietnam-Krieg bekannten Entlaubungsmittel „Agent Orange“ bzw. dessen aktuelle Variante „Roundup“ auf der Basis von Glyphosat besprüht werden.[4]
Solche Sprühaktionen erfolgen aus tieffliegenden Flugzeugen und Hubschraubern gegen Coca- und Mohnfelder mit den Stoffen Glyphosat oder Fusarium Oxysporum, deren ökologische und gesundheitliche Auswirkungen derzeit nicht umfassend kontrollierbar sind, weil kein überzeugendes Monitoring von Seiten der kolumbianischen Regierung durchgeführt wird.

Glyphosat-Sprühaktion gegen alles und jeden in Süd-Kolumbien

Erste Aufnahmen aus dem Caquetá (da wo Amazonien beginnt), einer der Projektzonen unseres SomosSINA, hatten mir unsere Partner gezeigt. Zu sehen waren vertrocknete Bananen-, Maniok- und Erbsenfelder. Immer mehr - auch staatliche - Fachleute sind sich bei Glyphosat einig:

- die Wurzeln der Pflanzen werden zerstört, mit denen das Gift in Kontakt kommt

[4] Der deutsche BUND resumiert: Glyphosat ist das meistgespritzte Unkrautvernichtungsmittel in Deutschland und der Welt. Bekannt ist es vor allem unter dem Handelsnamen "Roundup". Es steht im Verdacht, Embryonen zu schädigen und Krebs auszulösen

- auch Tomatenstauden, Oleandersträucher und Papayas wird die Lebenskraft entzogen, wie US-Forscher längst herausgefunden haben
- der Erreger kann an die 40 Jahre lang im Boden überleben, wie Floridas Umweltbehörde dargelegt hat
- außerdem kann sich die Weiterentwicklung des Glyphosat, der Pilz 'Fusarium Oxysporum', mit ungeheurer Geschwindigkeit vermehren.

Das von dem US-amerikanischen Konzern Monsanto[5] produzierte Herbizid kann den Anbau von Coca nicht wirklich verhindern, weil die Coca-Bauern sehr mobil sind, mit neuen, ertragreicheren, auch gentechnische manipulierten Pflanzen arbeiten (die von der Drogen-Mafia finanziert sind) und dafür kleinere Felder genügen, die sich besser im Urwald oder zwischen anderen Pflanzungen verstecken lassen.

Coca-Ernte auf kleinen Feldern

Die Piloten, die die Sprühflugzeuge steuern, können zwischen den Berghängen nicht tief genug hinunter gehen, um gezielt nur Coca-Sträucher zu besprühen. Der Sprühwinkel wird dadurch übermässig breit und führt zu den genannten „Kolateralschäden“. Die Piloten fliegen übrigens im Auftrag der US-Regierung, sind aber Mitarbeiter der US-Firma Dyncorp, eine Firmengründung ehemaliger Vietnam-Flieger, über die Washington seine Kriegshandlungen auch in anderen Ländern „outsourced“. Das unterstreicht einerseits, dass es sich auch beim Besprühen um eine Variante der Kriegsführung handelt. Und es gab Szenen, wo diese US-Flieger ihre Stars-and-Stripes aus der Kanzel wehen liessen, um den Bauern da unten zu zeigen, wer hier gerade eine Schlacht gewonnen hatte. Solche Aktionen können beim besten Willen nicht als verbesserte Präsenz des kolumbianischen Staates interpretiert werden; sie schwächen vielmehr noch weiter die Legitimität des kolumbianischen Staates und der Uribe-Regierung.
Das meiste dieser Informationen aus meinem Vortrag hatten auch meine Kollegen schon irgendwie mitbekommen. Was dagegen weniger bekannt war, war die angesprochene militärische Komponente des „Plan Colombia“.
Das Washington Office on Latin America (WOLA) stellt regelmäßig die Militär- und andere Hilfen der USA an Drittländer zusammen und veröffentlicht sie. Die Clinton-Administration hatte aus innenpolitischen Gründen eine sichtbare Initiative gegen Drogenkonsum und -handel beschlossen und versucht, für die Finanzierung Dritt-Staaten zu gewinnen. Am Plan Colombia sollte sich der

[5] im März 2018 hatte die EU-Kommission einer Fusion von Monsanto mit der Bayer AG zugestimmt. Seither haben sich auch in Deutschland die Proteste gegen Glyphosat und gegen diese Fusion drastisch verstärkt; sind zehntausende von Privatklagen geggen Monsant-Bayer in den USA angestrengt worden; ist der Börsenkurs der Bayer AG dramatisch abgerutscht

Drogenproduzent Kolumbien ebenso wie die Staaten der Europäischen Union aus politischen wie aus sozialen Gründen beteiligen. Die USA wollten in diesem Plan den weit überwiegenden Teil der Militärausgaben übernehmen. Die europäischen Regierungen lehnten diesen überwiegend militärischen Plan der USA ab. Kolumbiens Regierung Pastrana hatte nicht die erforderlichen Milliarden Dollar frei – also blieben die USA mit der Umsetzung des Plan Colombia praktisch alleine betraut. Die Clinton Regierung nutzte in dieser Lage die schon zugesagte militärische Unterstützungen an Kolumbien als finanziellen Sockel, sattelte noch ein paar Millionen drauf und beschloss dann Militär- und Polizeihilfe für insgesamt rd. 1,3 Mrd Dollar. Und nannte das Ganze weiterhin „Plan Colombia".

Was den Kollegen ebenso wenig bekannt war, war meine Zusammenarbeit mit einer holländischen NRO (Tropenboz), die sehr detaillierte Aussagen von unterschiedlichen Indianervölkern sammelt und dazu Karten anlegt und die beschädigten Pflanzen und getöteten Tiere in Skizzen festhält und von den Indigenen die Eigenarten dieser Tiere und Pflanzen beschreiben lässt. Tropenboz verfügt jetzt schon über eine beeindruckende Dokumentation. Besonders für die Ökologie von Gewässern und deren Bewohner wie Frösche und Insekten wirkt sich der Einsatz von Glyphosat verhängnisvoll aus und damit zwangsläufig auch für den Bestand von rund 500 Vogelarten, die in den zentralen Sprüh-Regionen leben. Erschwerend kommt hinzu, dass die Kleinbauern häufig „Gegen-Chemikalien" in hohen Dosen ausbringen, um ihre Pflanzungen gegen Sprühmaßnahmen zu schützen. Nicht so sehr bei den Indigenen, wohl aber bei den Bauern (die in der Regel selber Fremdelemente im Regenwald sind, weil sie aus den andinen Regionen nach Amazonien verdrängt wurden) ist zu beobachten, dass bei den derzeitigen Anti-Besprühungen die empfohlene Dosis oft um ein Vielfaches überschritten wird. Die Gesamtmasse an Chemikalien ist daher gewaltig und mit den allergrößten Auswirkungen auf Gesundheit von Menschen und Tieren und die regionale Flora und Fauna verbunden.

Natürlich kam die Frage nach Alternativen auf. Ich konnte wenigstens auf einen wichtigen Ansatz hinweisen. Und der kam auch aus den Niederlanden.

Direkt auf Kolumbien bezogen hat das Transnational Institute (TNI) aus Amsterdam bisher am konkretesten zu Alternativen gearbeitet. Nur um eine Idee zu geben, fasste ich mal die 4 wichtigsten Überlegungen des TNI zusammen, die vom Institut gemeinsam mit seinem hiesigen counterpart, der NRO Acción Andina, und mit den verschiedensten Akteuren diskutiert wurden, die in Kolumbien vom Thema Drogen bzw. Besprühen betroffen sind. Diese und ähnliche Überlegungen fordern seither landesweit sowohl die Kleinbauern als auch die indigenen Gemeinden. [6]

- Beendigung der gewaltsamen Zerstörung von Coca- und Mohnfeldern und die Formulierung von Vereinbarungen mit der lokalen Bevölkerung der Drogengebiete zur manuellen Beseitigung der Cocasträucher anstelle der Sprühaktionen
- Beendigung der Diskriminierung der kleinbäuerlichen Produzenten von Coca-Blättern (die schließlich wesentlicher Teil der indigenen Kulturen sind) und die Einrichtung von Schiedsstellen zur Abstimmung von Maßnahmen zwischen Regierung und den indigenen und bäuerlichen Organisationen.
- Entwicklung von wirtschaftlichen Alternativen in Verbindung mit einer graduellen Rückführung des Drogenanbaus.
- Uneingeschränkte Beteiligung der lokalen Gemeinschaften bei der Entwicklung eines Programms zur Regional- und zur Umweltplanung in den Siedlungsgebieten.

Anstelle eines solchen Maßnahmenpakets hatte die Regierung Uribe das Stichwort „Entschädi-

[6] Diese Forderungen werden auch 2013 immer noch erhoben: El Tiempo, Bogotá, 6.3.2013: *Cerca de 800 cultivadores de coca protestan por erradicación*

gung“ bzw. „soziale Begleitmaßnahmen“ aus dem Plan Colombia aufgegriffen. Und das muss man sich dann so vorstellen: Im Putumayo, dem Teil des südlichen Kolumbien, in dem allein rd. 50% der Cocaproduktion erzeugt wird, wurden zwischen Dezember 2000 und Juli 2001 insgesamt 33 Entschädigungsvereinbarungen mit insgesamt fast 38.000 Kleinbauern-Familien getroffen. Sie sollten einen Ausgleich für durch Glyphosat-Besprühungen vernichteten Pflanzungen erhalten. Die Ausgleichszahlungen waren im Februar 2002 an 1.800 Familien erfolgt, also an weniger als 5% der Zielbevölkerung. Bald danach wurden solche Ausgleichszahlungen an die betroffene Landbevölkerung praktisch ganz eingestellt. Wieder ein Punkt, der die Legitimität des Staates nicht gerade erhöht.
Mein Vortrag hätte nicht in die 6 Minuten hineingepaßt, die die FARC uns bei ihrer Auditoria gewährt hatte. Aber in Cartagena verließ niemand der Kollegen den Saal oder sah gelangweilt auf seine Fingernägel. Es wurde vielmehr sowohl beim offiziellen Seminar wie auch noch während des halben Tages Freizeit am Strand intensiv über viele Aspekte der neuen Politik diskutiert. Wir hatten schließlich alle damit zu tun.

Nachtrag:
Aus heutiger Sicht – 2019 – ist Mexico das brutalste Drogen-Land und Peru das mit der größten Coca-Produktion. Als ich noch in Kolumbien gearbeitet habe, galt beides für Kolumbien.
Inzwischen hat wahrscheinlich der sogenannte *Plan Colombia* erheblich zur Veränderung des kolumbianischen Drogen-Profils beigetragen. Beigetragen hat außerdem der neue Goldrausch, den hohe Auslandsinvestitionen in Länder, wie Kolumbien und Peru, anheizen und sicher auch der klassische Smaragd-Bergbau in Kolumbien, der maßgeblich von den Paramilitärs kontrolliert wird. Dabei sind alle drei Sektoren - Drogenhandel, Goldbergbau, Smaragdbergbau - die Stützen einer illegalen und gewalttätigen Wirtschaft, deren Dimensionen das Land 2019 noch immer ebenso unter Druck setzen wie im Jahre 2000 als mein Einsatz für die GTZ dort begann.
Heute gibt es mehr Konkurrenzkämpfe zwischen den Drogen-Kartellen in Kolumbien und Mexico als in 2000. Heute wird mehr Kokain als im Jahre 2000 illegal über die mexikanische Grenze nach Arizona und nach California geschmuggelt und der Rest kommt über Florida und Texas in die USA. Heute spricht die US-Regierung von einer Mauer, die die Probleme lösen soll. Präsident Trump will 200 Km Mauer über die US-Mexico-Grenze von 3.200 Km Länge verteilen. Aber wenn Clinton schon nicht verstanden hatte – Trump wird es nie verstehen. Und heute ist die Kokain-Straße von Bolivien über Nord-Chile nach Süd-Europa deutlich stärker ausgebaut und leistungsfähiger als in 2000. Im Übrigen hat der globale Drogenhandel erheblich stärker dezentralisiert. Damit ist nicht einmal Afghanistan alleine angesprochen. Selbst die baltischen Staaten produzieren moderne Drogen und ein Land, wie Litauen oder Estland sind Teil des weltweiten Händlernetzes. Auch das wird Trump nie verstehen.....

Persönliche Betroffenheit durch Kolumbiens Drogenpolitik

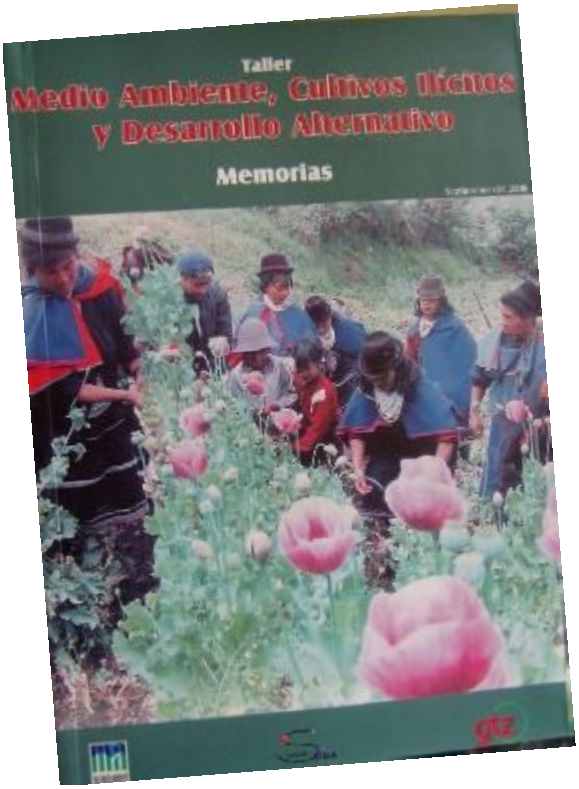
Eines der GTZ-Projekte versuchte die Bauern im Süden Kolumbiens vom Coca-Anbau abzubringen, durch Forellenzucht. Projektleiter war Ulrich Künzel, damals noch genau wie ich SPD-Mitglied, Ausrichtung Willy Brandt. Sein Vertrag mit der GTZ sollte Ende 2001 auslaufen. Sein Bruder in wollte ihn vorher noch einmal gerne in diesem fernen Land Kolumbien besuchen und reiste aus Deutschland an. Ulrich plante eine gemeinsame Tour durch seine Region Nariño. Der Bruder traf im Juli ein und kurz darauf wurden beide von der FARC entführt. Der erste (und einzige) Fall unter uns GTZ-Leuten.
Es gab heftige Bewegungen bei der deutschen Botschaft, der Lateinamerika-Beauftragte des Auswärtigen Amtes kam nach Bogotá, viele Hebel wurden betätigt. Ich selber konnte über meine eigenen FARC-Kontakte ein paar Informationen zum Schicksal der Künzels beitragen (sie waren nicht

verletzt, wechselten nur ständig das Lager) und gab sie schnellstens an den AA-Mann, Georg Boomgaarden, weiter. Drei Monate wurden die Brüder durch den Urwald geschleppt und in Camps festgehalten, dann konnte der jüngere fliehen. Nach rd 3 Monaten ließ die FARC auch Uli Künzel frei. Bei dieser Entführung ging es der FARC nicht um Lösegeld. Sie forderten den Stop der Sprühaktionen im Rahmen von „Plan Colombia".
Als auch Uli Künzel wieder in Bogotá eintraf, die Befragungen vom Geheimdienst in der Botschaft etc hinter sich hatte, konnten wir endlich alle Anspannung fallen lassen und ihn ganz intim im GTZ-Büro in Bogotá begrüßen und uns seine Geschichte noch einmal aus eigenem Mund erzählen lassen. Eine Geschichte gespickt mit „dummen Zufällen".
Uli hatte – ähnlich wie ich – seine privaten FARC-Kontakte zur eigenen Sicherheit aufgebaut und hatte für eine Fahrt durch Nariño von seinem FARC-Kontakt grünes Licht erhalten. Neben ihren regionalen Einheiten verfügt die FARC allerdings noch über sogenannte Mobile Einheiten, die nicht Standort-gebunden operieren und nicht in das regionale Management der zuständigen FARC-Einheit eingebunden sind. Eine solche Mobile Einheit hatte die Künzel-Brüder gefangen genommen. So viel zum „dummen Zufall".

Uli Künzel (r.) wird offiziell von der GTZ-Koordinatorin S. Markert und uns Projektleitern zu seiner Befreiung beglückwünscht, Bogotá, Nov. 2001

Mit Uli Künzel verband mich eine etwas stärkere Beziehung als mit den meisten anderen GTZ-Kollegen. Wir waren nicht nur Alt-68er und standen der SPD von Willy Brandt nahe, wir hatten auch schon ein Jahr vor meiner Ausreise in Berlin im Rahmen einer Konferenz über Drogenpolitiken intensiv miteinander diskutieren können, bei der Uli sehr anschaulich zur Drogensituation in Kolumbien referiert hatte. Er betreute damals schon ein regionales Entwicklungsprojekt der GTZ in einer der beiden heißesten Drogenregionen im Süden Kolumbiens, in Nariño. Dann in Kolumbien waren wir auf einmal GTZ-Kollegen und verstanden uns auf Anhieb in der Analyse der komplexen Problemlage des Landes. Nach seiner Freilassung aus den Händen der FARC plädierte er keineswegs für die Nicht-Befassung der GTZ mit der Drogenproblematik, sondern ermutigte uns, gerade auch mit den Umwelt-Projekten weiterzumachen. Projekten, die alle mit der Komplexität des Drogen- und Waffenhandels und der extremen Korruption, die mit bei-dem verknüpft ist, die Geisel der kolumbianischen Nicht-Entwicklung sind. Ich war seiner Meinung und erklärte im Kreise der übrigen GTZ-Projektleiter, daß meine Mannschaft und unsere wichtigen politischen Partner (vom Umweltminister Mayr angefangen) noch immer hinter der mehrtägigen internationalen Konferenz zum Thema Umwelt und Drogen stehen, die wir gemeinsam in meinem ersten Jahr in der Provinzstadt Paipa organisiert hatten. Wir machen weiter nicht zuletzt, weil die Verhältnisse sich nicht verbessert haben und auch weil das Buch, das wir nach Paipa produziert hatten, bei unseren Zielgruppen offensichtlich gut ankommt (besonders bei NROs und Lehrern).
Mit unseren Umweltprojekten wollte ich die zuständigen Institutionen und die organisierte Zivilgesellschaft insgesamt darin unterstützen, daß die erforderlichen öffentlichen Mittel freigegeben werden, um auch in Kolumbien Präventions- und Rehabilitationsprojekte zugunsten von Drogen-

konsumenten zu ermöglichen. In europäischen Ländern wie den Niederlanden, Schweden, auch Deutschland wird intensiv und mit unterschiedlichen Methoden daran gearbeitet, den Drogenkonsum einzudämmen und die Voraussetzungen für den Drogenkonsum zu beseitigen: Armut.



der Materialband zu einer internationalen Drogenkonferenz, organisert von SomosSINA, 2000

Meine beiden Projekte in Süd-Kolumbien zielen in enger Zusammenarbeit mit der Umweltbehörde CORPONARIÑO auf wirtschaftliche Alternativen für die Bauern, damit sie nicht immer mehr von den Drogenhändlern und der Guerrilla und den Paramilitärs unter Druck gesetzt werden, in erster Linie Coca anzubauen. Dazu mehr im Abschnitt EIN LANGER, ABER GANGBARER WEG ZU GREEN ECONOMY.
Was wir in einer nächsten Phase natürlich auch sehr deutlich ansprechen mußten, war zum einen die Mitverantwortung unserer Länder im globalen Norden und zum anderen die schon genannte erratische Politik des Staatspräsidenten Uribe.
Den stärksten Drogenkonsum in Europa verzeichnet Großbritannien. Die meisten Chemikalien für die Cocain-Herstellung liefert wohl Deutschland (Bayer) und deutsche Unternehmen gehören auch zu den wichtigsten Waffenexporteuren, ohne die der 50-jährige Bürgerkrieg in Kolumbien sicher auch etwas kürzer ausgefallen wäre. Die stärkste Nachfrage nach Drogen geht weltweit wiederum von den amerikanischen Verhältnissen aus – also von dem Land, daß seine Probleme nicht löst, sondern als „Plan Colombia“ nach Kolumbien exportiert.
Was Kolumbien direkt betrifft, so schauen die Experten ebenfalls auf die größeren Zusammenhänge des Drogenthemas. Sie schauen aber immer mehr auf ihren Präsidenten. Und Präsident Uribe bereitet ihnen ziemliche Sorgen. Sie fürchten seine Kriegslüsternheit und seinen Hass auf die Guerrilla-Organisationen, die einst seinen Vater umgebracht haben sollen (diese Legende schürt Uribe jedenfalls selbst systematisch). Wenn heute in einem Parkhaus in der Innenstadt von Bogotá eine Autobombe explodiert (was vorkommt), dann weiß niemand mit Sicherheit, wer diese Autos abgestellt hat, ob wirklich die Guerrilla oder doch die offiziellen Streitkräfte oder ihr verlängerter Arm, die Paramilitärs oder gar die US-Militärberater, um die aufkommende Kritik am kriegsfreudigen Präsidenten Uribe gleich im Keim zu ersticken oder – wie in den 80er Jahren – die Drogenhändler. Denn, die den Krieg hier im Land führen und weiter führen sollen - Uribe und sein Kriegsminister Santos (der Uribe später als Präsident beerbte) - und weiter führen wollen (G.W. Bush), lassen sich von ein paar Pazifisten nicht irritieren. Meinen Mitarbeitern habe ich gewissermaßen dienstlich untersagt, weiterhin in den großen Supermärkten einzukaufen. Lieber die Tante-Emma-Läden aufsuchen, auch wenn dort das Sortiment kleiner und nicht so werbewirksam aufgebaut ist. Aber das Risiko, durch ein Bombenauto verletzt zu werden ist erheblich geringer.
Clever, wie meine Mädchen im Büro sind, haben sie mir am Wochenende gleich mein Auto abgeluchst. Argument: wenn wir nicht im günstigen Supermarkt einkaufen sollen, dann müssen wir uns auf dem Land mit günstigem Gemüse, Käse, Eiern etc versorgen. Leihst du uns den Wagen? Ich habe geliehen….

►▼◄

FRIEDENSSUCHE

Das schwierigste Thema überhaupt in Kolumbien

In Kolumbien geht es nicht um Frieden. Es geht um die Kontrolle des Drogenhandels. Kontrolle wird erreicht durch ein gut funktionierendes Nachrichtennetz. Ein solches Informations- und Nachrichtennetz betreiben sowohl die FARC als auch die Regierung Uribe. Die FARC ist mit ihren rd. 18.000 aktiven Mitgliedern immer noch eine weitgehend ländliche Organisation. Weit häufiger als die anderen militärischen Akteure (Paras, Streitkräfte) nutzen die Guerilleros zivile Tarnung und bewegen sich auf dem Lande „wie der Fisch im Wasser", wie Bauer unter Bauern und provozieren auf diese Weise auch die Repression der US- und der kolumbianischen Streitkräfte und der Paras gegen die Zivilbevölkerung. Weil sich aber letztlich keiner dieser drei militärischen Akteure um das Schicksal der Zivilbevölkerung kümmert, kommt weiterhin die große Mehrheit von 1500 und mehr direkten Mordopfern pro Jahr aus der Zivilgesellschaft zustande. Es ist Gewalt gegen Bauern, gegen Indios, gegen Frauen, gegen Kinder. [7]

Kinder-Kampagne mit Strassenmalerei für Frieden und Gerechtigkeit, im Stadtzentrum Pasto

Das staatliche Gegenstück zum FARC-Informationssystem ist ein immer weiter wachsendes Zuträgersystem, dessen einzelne Menschen teilnehmen, weil sie hoffen, als Informanten zum Ende der Gewaltspirale beitragen zu können. Oder weil sie von staatlichen Institutionen zum

[7] Diese und andere Daten finden sich im Jahresbericht 2010 der Arbeitsgruppe Schweiz-Kolumbien (ask) aus Bern / Schweiz. 2010 konnte allerdings auch der Skandal um die wahrscheinlich 2.000 "falschen positiven Exekutionen" nicht mehr geheim gehalten werde. Es waren Opfer von Armee- und Sondereinheiten, die anschließend in Guerrilla-Kleider gesteckt und mit Waffen versehen wurden, um die Statistik der Uribe-Regierung aufzuhübschen und ihren erfolgreichen Kampf gegen den Terrorismus (der US-Regierung gegenüber) eindrucksvoller dokumentieren zu können (Jeremy McDermott: How President Alvaro Uribe changed Colombia, BBC-News/Bogota, 4.8.2010). 2010 hatte sich damit die Zahl der „Verschwundenen" während der letzten 10 Jahre auf mehr als 52.000 Menschen aufsummiert. In die Hundertausende geht zudem jedes Jahr die Zahl der von ihrem Land Vertriebenen. Amnesty International, die Kirchlichen Hilfswerke, schweizer, österreichische, US-amerikanische Berichte und natürlich das Menschenrechtssekretariat der UN berichten darüber regelmäßig.

Mitmachen gezwungen werden. Oder weil die Bezahlung stimmt.
Ich hatte schon 2001 mehrere Geschichten gehört, wie die über den Hauptmann Vargas, von der Polizei im Departament César. [8]
Der Hauptmann sprach vor ein paar Tagen von ungefähr 780 freiwilligen Zuträgern, die in seinem Gebiet alle schon im Einsatz seien und von durchschnittlich 15 Anrufen pro Tag, mit denen sich neue Zuträger informieren oder gleich anmelden wollen. Die Zuträger werden im Polizeicomputer erfasst, überprüft, soweit es geht und erhalten dann eine Art Grundausbildung in Waffenkunde, in Personenbeschreibung, lernen zwischen regulären Truppen und irregulären zu unterscheiden. Mit Hilfe dieser so Ausgebildeten hat seine Polizei und die Militärs im zurückliegenden Jahr durchaus ein paar zusätzliche Fänge gemacht; darunter auch zwei Banden gewöhnlicher Straßenräuber entlang der großen Durchgangsstrassen. Weiter drinnen im Land, wo nach wie vor weder Polizei noch Militärs wirklichen Zugang haben, funktioniert auch das Zuträgersystem nicht wirklich. Im Gegenteil, dort nehmen die militärischen Auseinandersetzungen weiter zu. Und dort im Landesinneren sind die meisten Menschen von ihren Ängsten förmlich zerrissen: einerseits fehlt ihnen der Staat (nur in höchstens der Hälfte aller Siedlungen existiert noch ein Polizeiposten, weil er jederzeit von der Guerrilla angegriffen werden kann). Anderseits haben sie eine Riesenangst vor polizeilicher oder militärischer Präsenz, eben weil ein sichtbarer Staat sofort die gewalttätige Reaktion der Guerrilla und teilweise auch der Paras provoziert. Die Bevölkerung in den kleinen Gemeinden, allgemein auf dem Land, verliert immer.
Und die dritte Kraft, die Paramilitärs? Sie rutschen immer mehr in interne Positionskämpfe hinein. Anders als bei der stark dezentral strukturierten FARC mit ihren über 60 „Fronten“ und weiteren „Mobilen Einheiten“ etc sind die Paras klar hierarchisch-militärisch aufgebaut. Einzelne Führer kämpfen um die Macht in bestimmten Regionen (also um die Kontrolle über den dortigen Drogenhandel) und führen auch harte Auseinandersetzungen gegeneinander. Die eine oder andere Autobombe, die auch in Zukunft noch explodieren wird (und mehr in den Städten als auf dem Lande) wird gar nicht von der Guerrilla stammen und wird auch nicht ein Angriff auf den Staat sein, sondern hat mit diesen Machtkämpfen untereinander zu tun. Genau hier wird sich dann zeigen, wie stark und reformfähig Uribe wirklich ist. Ich bezweifele ganz eindeutig, dass seine Reformvorschläge an den wirklichen Brennpunkten dieser Gesellschaft und dieses Staates ansetzen. .....

Paras patrouillieren durch ein Dorf (Medien-Foto)

Wir setzen einfach weiter auf unsere nicht militante Umweltpolitik – auch weil wir gar nicht anders können.

[8] Ich habe kürzlich gerade auch dieses Thema in einem Aufsatz in der Zeitschrift der Gesellschaft für bedrohte Völker (Göttingen) für ein interessiertes Publikum in Deutschland beschrieben: „Internationale Drogenbekämpfung mit verheerenden Folgen“, in Pogrom No.208/2001

Unser Umweltkongress als nationales Ereignis

(Brief-Auszug:)
Mein ganzes Team ist in Feierlaune. Wir haben den ersten nationalen Umweltkongress mit ziemlichem Erfolg abgeschlossen.
Als Erfolg könnten wir das gute Medien-Echo ansehen, auch die 4.000 Teilnehmer, die insgesamt bei allen Teilveranstaltungen dabei waren und sich mächtig gedrängelt hatten, um irgendwo noch einen Platz zu finden. Oder auch die breite Unterstützung, die während der wochenlangen Vorbereitung von der Regierung, von Unternehmern, aus Bogotá wie auch aus den Provinzen entscheidend war, um die Termine unserer eigenen Planung auch einhalten zu können.
Ich freue mich natürlich selber sehr über dieses rundum positive Gesamtergebnis. Noch ein kleines bißchen mehr freut mich allerdings, daß wir durch die thematisch, wie geographisch breite Anlage des Kongresses im ganzen Land eine Menge nicht-korrupter, normaler Bürger in ihren Institutionen und Organisationen getroffen haben, die gerne eine andere Entwicklungs-Vision blühen sehen wollen als immer nur Drogen und Guerrilla. Da wollen viele an konkreten Beispielen Demokratie und Mitbestimmung in ihrem Land umsetzen. Und diesen vielen jungen wie älteren Menschen scheint das Thema unseres Kongreß ein richtiggehender Mutmacher zu sein: „Modernisierung der Umweltpolitik". Denn man hatte verstanden, daß es uns um die Bäume (den Wald) und das Wasser, die Artenvielfalt und die Abfallvermeidung geht. Aber tatsächlich um weit mehr als das. In den Vorträgen und Diskussionsrunden und bei der Umwelt-Messe, die auch dazu gehörte, war immer auch sehr viel von unserer Form des Wirtschaftens die Rede und davon, daß Umweltschäden sowohl mit Armut wie auch mit überzogenem Luxus zu tun hat. Modernisierung hat gleichzeitig sehr viel mit Bildung und Aus-bildung zu tun. Dazu haben mich z.B. eine gan-ze Reihe von Lehrern (auch Hochschullehrer) angesprochen, weil ich das in meinen eigenen Vorträgen auch immer wieder betont hatte.

der erste nationale Umweltkongreß
durch SomosSINA organisiert, Bogotá 2002
Einführung durch ER

Die zentralen Behörden in Bogotá (Umwelt, Forsten, Energie, Wasser, Landwirtschaft,....)

stehen mit großen Augen vor positiven Beispielen nachhaltiger Initiativen aus dem eigenen Land. Für viele Beamte ein unbekanntes Land!
Mehr noch: es war auf eigentlich allen Ebenen der Teilnehmer zu hören und zu spüren, dass der ungeheure Reichtum des Landes an Wasser, Wald und Biodiversität als ein ganz konkreter Weg in eine andere wirtschaftliche und soziale Entwicklung gesehen wird. Es war sehr viel Jugend aus allen Landesteilen anwesend. Sie waren die deutlichsten Meinungsbildner, die keinen weiteren Drogenkrieg führen wollen, sondern die Schätze dieses Landes endlich durch eine andere Brille als die von Militärs sehen wollen. Wald ist nicht in erster Linie ein unerwünschtes Versteck für Guerrilleros, der deswegen besprüht und vernichtet werden muss, sondern die Wälder des Amazonas sind Leben und Zukunft dieser jungen Generationen. Ich denke, ihr könnt das nachvollziehen, oder?
Für meine eigene Arbeit war dabei der letzte Freitag besonders wichtig. Wir haben dort in 2 großen Sälen parallel insgesamt 14 Beispiele mit powerpoint und Video präsentiert, die signifikante Prozesse zur Umweltpolitik aus ganz unterschiedlichen Regionen Kolumbiens dem übrigen Land vorstellten. Die Säle waren gerammelt voll, weil das Land viel zu wenig von sich selber weiß. Selbst die Regierung kannte diese positiven Beispiele von konkreter Umweltpolitik nicht bevor wir uns als Projekt daran gemacht haben, sie systematisch zu untersuchen, aufzuarbeiten und jetzt eben auch breit bekannt zu machen. Wir hatten dazu auch die Menschen (Bauern, Indigene, Dorfbewohner, Bürgermeister etc) aus verschiedenen Landesteilen zu diesem Kongress eingeladen, um der Hauptstadt zu zeigen, wie die Menschen aus den Regionen aussehen, um zwischen diesen so völlig unterschiedlichen Teilen Kolumbiens ein bisschen mehr Kommunikation zu ermöglichen....
Ich habe natürlich auch selber meine Sicht auf die Möglichkeiten deutsch-kolumbianischer Zusammenarbeit vorgetragen. Dabei saßen auch die Regierungen von Holland, von China, internationale NROs am Tisch. Bei solchen Gelegenheiten geht es mir oft darum, die breite Palette von Kooperationsformen mit den vielen internationalen Organisationen und Regierungen anzusprechen, von denen manche ziemlich leichtfertig ihre Finanzmittel den Partnern und Behörden übergeben und andere Organisationen (auch wir) dabei weit zurückhaltender agieren und bei den einzelnen Maßnahmen deutlich mitreden.
Theoretisch könnte ich jetzt ein bisschen durchatmen. Leider bin ich aber in ein paar Stunden schon wieder auf dem Flug in die Kaffeezone. Ich werde voller Zufriedenheit den dortigen Partnern vom Verlauf des Kongresses berichten, zu dem auch die Organisationen aus der Kaffeezone viel beigetragen haben.[9] *Wie immer, geht es aber schon wieder um die nächsten Projektmaßnahmen, um die Planung der nächsten Schritte, diesmal im Forstprojekt in Cúcuta. Neben ein paar ernsthaften Problemen mit illegalem Holzeinschlag in der Grenzzone zu Venezuela steht dort als PR-Maßnahme auch wieder ein Fußballtournier an. Also, etwas fürs Herz. Die jungen Mitarbeiter aus den beteiligten Umweltbehörden lächeln natürlich milde über den Fußball-Senior aus Deutschland – aber sie lassen mich mitspielen.*
Ansonsten freut sich auch meine Frauenschaft schon auf unser nächstes exotisches Vorhaben. Wir wollen mit der Kongreß-Erfahrung im Rücken in Kürze das erste ***Amazonas-Forum*** *ganz unten an der Grenze zu Brasilien und Peru organisieren, wo sich eine Woche lang die diversen indigenen Völker, die Behörden aus Bogota, die (illegalen) Siedler und Holzfäller des Amazonas und einige andere an gemeinsame Tische setzen und sich zunächst nur gegenseitig erzählen, welche Visionen sie eigentlich von diesem ungeheuren Lebensraum Amazonien haben. Auch das und manches andere erfreuliche passiert in Kolumbien. Wie erfreulich, wird sich dann zeigen.....*

[9] Der nächste in Qualität und Umfang evtl. vergleichbare Umweltkongress fand erst wieder im Juni 2010 in Bogotá statt. Leider ohne deutsche Unterstützung, weil die Bundesregierung und die GTZ ihre Prioritäten inzwischen anders gesetzt hatten

Frieden / Umwelt / Kultur - die Revolution des Antanas Mockus

Was Präsident Uribe nicht auf seinem Zettel hat, ist die Stärkung der Zivilgesellschaft. Dafür steht vielmehr der Bürgermeister von Bogotá, Antanas Mockus. Ich hatte zuerst seine Mutter bei einer Kunstausstellung in der Galerie „La Cometa“ in Bogotá kennengelernt, ohne zu wissen, daß sie die Mutter ist. Sie war dort mit einer ganzen Reihe ihrer exklusiven Holzarbeiten vertreten. Auf ihrer Karte stand der Name Nijolé Šivickas. Wir sprachen ein bisschen über ihre Arbeiten. Sie war einfach eine liebenswürdige ältere, nicht prätentiöse Dame, der man auf den ersten Blick gar nicht ihre avantgardistischen Arbeiten zuschreiben würde (zumindest ich nicht). Das war irgendwann im Jahre 2000. Erst drei Jahre später suchte ich gezielt ihren Sohn auf, der zu der Zeit Bürgermeister von Bogotá war und mich durch eine ganze Reihe seiner völlig unbürgerlichen und nicht-kolumbianischen Aktionen richtiggehend begeisterte. In den Medien heißt er immer nur Antanas Mockus. Jetzt sah ich zum ersten Mal seinen zweiten Namen, Šivickas. Erst jetzt erkannte ich die Mutter-Sohn-Beziehung zwischen der Künstlerin und dem zweitwichtigsten Politiker des Landes und erkannte seine litauischen Wurzeln .
Warum ich Mockus um dieses Gespräch gebeten hatte? Unvergessen war seine Absetzung als Universitätsrektor, weil er vor einer ihn kritisierenden Studentenschaft an der Uni Manizales seine Hosen heruntergezogen hatte, um in der drastischen pantomimischen Sprache zu sagen „leckt mich …“ . Das hatte aber nicht seine erfolgreiche Kandidatur als Bürgermeister von Bogotá behindert. Seit 2001 bekleidete er diesen Posten – und behält jetzt die Hosen an.
Vor allem hat er eine ganze Reihe von kulturrevolutionären Maßnahmen in seiner Stadt durchgesetzt: um die Bürger zum Wassersparen zu bringen, gab es im Fernsehen einen Video-Clip mit Mockus unter der Dusche, wie er den Wasserhahn abdreht solange er sich schamponiert. Das führte erkennbar zur Reduzierung des Wasserverbrauchs in der Stadt! (sagt das Presseamt). Er ließ durch Pantomimen an den Straßenkreuzungen den wilden Autofahrern die Verkehrsregeln erläutern. Das wirkte ein bisschen. Mich selber hat aber am stärksten beeindruckt, dass er sonntags die vier- und sechsspurigen Stadtautobahnen sperren ließ und sie für die Radfahrer frei gab. Ich habe mein Rad aus Deutschland mitgebracht und kann es jetzt sonntags endlich auch nutzen.
In der Woche ist das unmöglich. Ein Radfahrer ist Freiwild für die Autofahrer, nicht anders als die Fußgänger. Denn bisher gab es nirgendwo Fahrradwege, und wenn, dann hätte der Bogotaner Massenverkehr auch die - ohne mit dem Blinker zu zucken - für die Autos genutzt. Dank Mockus wurden jetzt jeden Sonntag die Wolken aus Radfahrern umfangreicher. Ganze Familien mit kleinen Kindern und Hund rollen über den Asphalt, der sonst nur Autoreifen kennt. Es sind Zehntausende von „ciclistas“ jeden Sonntag. Das hilft der Stadt und ihrer Luftqualität. Aber noch wichtiger ist die mentale Veränderung, die allmählich greift. Denn an den Wochentagen galt bisher nur das Recht des Stärkeren: der große Bus hat Vorfahrt vor dem großen Jeep (egal, was die Ampel sagt); der große Jeep hat Vorfahrt vor dem Pkw; der vor einem todesmutigen Radfahrer und alle hatten immer Vorfahrt vor dem Fußgänger.
Jetzt setzte sich auch der Besitzer eines teuren Jeep sonntags auf sein fast ebenso teures Sportrad, der ex-Autofahrer radelt fröhlich über alle Kreuzungen und wehe, ein frevelnder Autofahrer wagt es, den Radfahrerfrieden an irgendeiner Ecke zu stören! Am nächsten Tag, dem Montag, sitzen die meisten wieder in ihren Autos. Aber jetzt nehmen sie plötzlich einen Radfahrer an der Kreuzung wahr oder einen Fußgänger und fangen an, dessen Rechte zu respektieren. In meinen Augen findet unter Mockus eine Kulturrevolution in Bogotá statt. Jede Woche wird das Netz der Radwege vergrößert, entstehen neue Fahrradläden, bauen sich fliegende Reparaturwerkstätten auf, die ruckzuck jeden kaputten Reifen für ein paar Centavos flicken, aber auch eine neue Klingel oder Fähnchen und anderen Fahrradschmuck verkaufen. Ich könnte die 25 Kilometer von meiner Wohnung zum Großmarkt *Corabastos* heute mit dem Fahrrad auf einem Radweg fahren, wenn ich immer das frischeste Obst und Gemüse besorgen wollte. Dabei ist Corabastos die Anstrengung auf

jeden Fall wert, und wenn es nur wegen der gewaltigen Dimensionen des Marktes wäre. Denn unbeeindruckt von der Krisenlage Kolumbiens rollen auf den brummenden Großmarkt Corabastos jeden Morgen ab 3 oder 4 Uhr 6- bis 7.000 Händler, um 2,5 Mio Tonnen an Nahrungsmittel pro Jahr für Millionen von Menschen in und um Bogotá zu bewegen. Und auch als einzelner kann man sich hier einmischen und wenn es nur um ein Kilo Mangos geht.

Corabastoas. Großmarkt: 7.000 Händler versorgen sich jeden Morgen mit frischem Nachschub
ER nutzt das gelegentlich

Für den normalen Bogotaner / Bogotanerin ist sicher noch wichtiger als zum *Corabastos* zu radeln, daß auch in der Dunkelheit das Radfahren in der Metropole nicht mehr ein Ritt auf der Rasierklinge ist. Dafür sind erstaunliche viele Räder tatsächlich mit Licht ausgerüstet, die Radler tragen einen Helm, an der Seite haben sich die ambulanten Händler aufgereiht und übernehmen die Versorgung.

Bogotá kennt jetzt sogar die Nacht des Fahrrads

Bogotá ist inzwischen auch eine außerordentlich grüne Hauptstadt mit enormen Stadtparks in alle Himmelsrichtungen geworden - die eigentlichen Friedenszonen dieser Stadt. In den Parks hat

zumindest niemand Angst vor einer Autobombe. Wenn man die Entwicklung dieser 8 oder 9-Millionen–Stadt Bogotá über die letzten 10-12 Jahre aufsummiert, muss man fairerweise zwei Namen nennen, die maßgeblich dazu beigetragen haben, dass sich die Hauptstadt in einen Teil der Zukunftsvisionen für dieses Land verwandelt. Unter der Ägide der beiden alternierenden Bürgermeister Enrique Peñalosa und Antanas Mockus hat sich hier die bürgerfreundlichste Stadt Kolumbiens entwickelt. Bogotá hat in der Abfolge der beiden Bürgermeister Mockus-Peñalosa-Mockus einen radikalen Bruch der tradierten politischen Kultur erlebt.
Auch wenn beide nicht identisch in ihren Zielen und Methoden sind, so haben ihre Politiken doch klar aufeinander aufgebaut und sie haben sich gegenseitig so dynamisiert, dass sich von einer kontinuierlichen Kommunalpolitik über diesen längeren Zeitraum sprechen lässt. Beide sind nicht Repräsentanten der traditionellen Machtklüngel des Landes. Beide sind sogenannte Unabhängige, ohne Parteiapparat und ohne die manipulative Macht landesweiter Fernsehketten oder nationaler Zeitungen im Rücken. Diese Bürgermeister haben ihre Wahlversprechen umgesetzt, haben Bürgerbeteiligung angeboten und eingefor-dert, machen Politik für und mit den Bürgern, nicht (nur) für ihr eigenes Bankkonto.
Zu der landesweit überzeugenden politischen wie finanziellen Grobinvestition, bei der sie sich gegenseitig bestärkt haben, gehört die Stadtbuslinie „Transmilenium“ mit fester (privilegierter) Fahrspur für den Bus. Peñalosa hatte konzipiert und Mockus hatte umgesetzt. Das erlaubt heute täglich Zigtausenden von Bürgern ein schnelles und kostengünstiges Durchqueren der Riesenstadt (der größte Durchmesser der Stadt beträgt etwa 75 Km). Mal kurz und knapp eine gute Nachricht, oder?

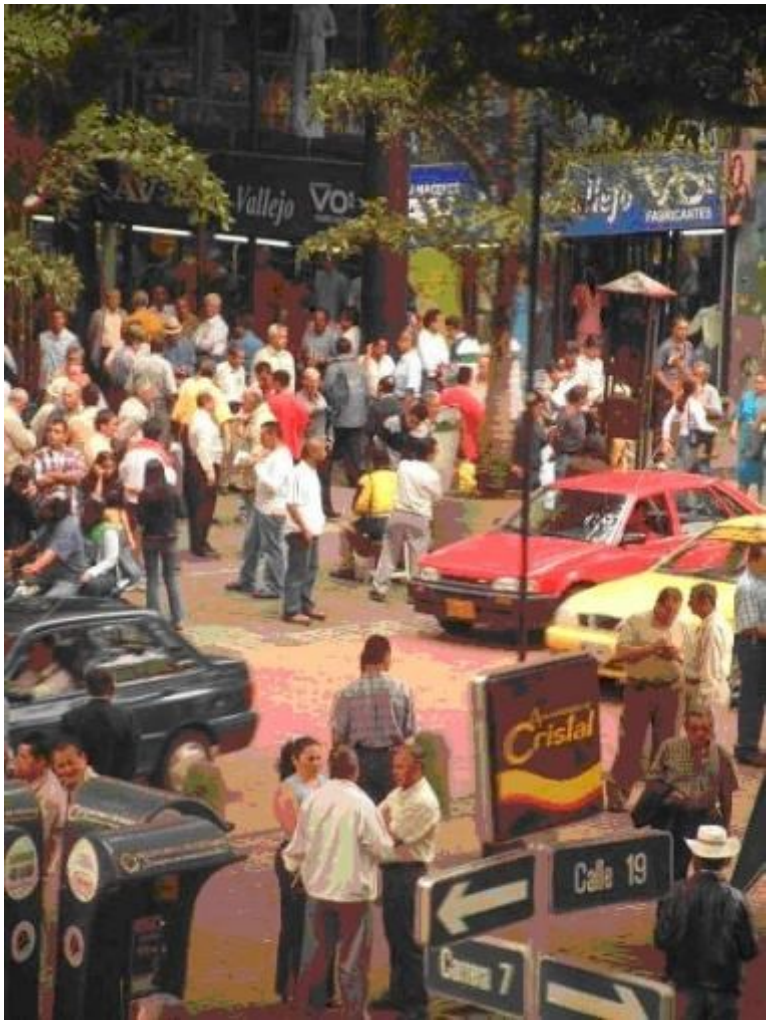
Wegen dieser ganzen kreativen Innovationen hatte ich Mockus Mitte 2003 aufgesucht, vor allem weil ich da schon wusste, dass mein nächster Einsatz in den baltischen Ländern stattfinden sollte und weil Litauen, das Land seiner Mutter zum Baltikum gehört. Wir hatten ein gutes Gespräch. Am Ende verabredeten wir, dass er sich von mir nach Litauen einladen lassen würde, sobald ich dort angetreten war, um seine „Kulturrevolution“ vielleicht auch ins Baltikum zu tragen. Leider kam es dann nicht dazu, weil Mockus seine Wiederwahl in Bogotá nicht schaffte und vor allem, weil er gesundheitliche Probleme bekam. Ich nutzte später besonders in Litauen, aber auch in Lettland viele Gelegenheiten, um von Antanas Mockus Šivickas zu erzählen und seinem starken Willen, Dinge zu ändern zugunsten der Menschen.

Was heißt eigentlich Friedensdividende für die Zivilgesellschaft ?

(Brief-Auszug, April 2002:)
Die Osterwoche in Kolumbien ist wie andere kirchliche Feiertage wieder so gelegt, dass ein Maximum an zusammenhängenden freien Tagen dabei herauskommt, ohne dass Urlaub beantragt werden muss. Kirchliche Feiertage fallen ja häufig auf Donnerstage, dann wird dieser Feiertag selber als Arbeitstag behandelt und der folgende Montag wird zum Feiertag. Mehr arbeitsfreie Zeit am Stück. Durch zusätzliches Kumulieren ist daher seit letztem Samstag bis zum kommenden Sonntag eine lange Woche für friedliches Miteinander geschaffen worden. Ich habe mir daher einen Schreibspaziergang durch Bogotá vorgenommen, lasse mich in dem einen und anderen kleinen Café nieder, halte meine Beobachtungen fest und schreibe euch diese Zeilen.
Wer in der Stadt geblieben ist (also z.B. nicht den günstigen Osterflug nach Cuba gebucht hat oder beim 86 Km langen österlichen Pilgermarsch von Pasto zur ecuadorianischen Grenze mitläuft), der sieht heute an jeder wichtigen Straßenkreuzung in Bogotá und an jeder Brücke schwer bewaffnete Soldaten. Viele Wohnkomplexe haben ihr Sicherheitspersonal aufgestockt. Zwischen dem Fußvolk tummeln sich auch viele zivile Sicherheitskräfte. Vielleicht hat das etwas mit der Desillusionierung zu tun, die das Volk befallen könnte, wenn sie an diesem christlichen Fest in der New York Times

blättern. Dort kann man in einem 11 Seiten langen Beitrag viel Aufschlussreiches über Uribe und seine Verwicklungen bis zur Kinnlade in die Drogengeschäfte dieses Landes nachlesen. Und ein Zweites: Wie überall im Ausland, gibt es auch in den USA kritische Stimmen gegen die hier zu spürende Entwicklung. Das Netz von rd. 60 NROs in den USA, die „Lateinamerika-Arbeitsgruppe“ vergleicht die US-geführte Kampagne gegen den internationalen Terrorismus in und außerhalb von Kolumbien als Wiederaufleben des Kalten Krieges. "Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, dass wir das alles bereits erlebt haben", sagte Joy Olson, Direktorin dieses Verbandes. Denn etliche der Scharfmacher aus den Jahren der harten Ost-West-Konfrontation sind auch jetzt wieder in der US-Administration von Bush jr. vertreten und das bedeutet nichts Gutes für den gesamten lateinamerikanischen „Hinterhof“ der USA.
Wenn ich hier an den Kiosken auf der zentralen Einkaufsstraße (die Septima) vorbei schlendere, ist an den Titelseiten deutlich zu erkennen, daß die kolumbianischen Medien (in den Händen der Elite-Familien) natürlich das Ihrige tun, um für die Regierung unangenehme Meldungen aus dem Ausland möglichst auszublenden. Sie bleiben bei der Auflistung der Gräueltaten in den Provinzen durch Guerrilla und Paras und bei der "Gegen-wehr" der bäuerlichen oder indianischen Bevölkerungen.

Mehr Raum geben die Medien der Debatte über die zusätzliche Finanzierung des Bürgerkrieges durch eine Sonderabgabe, einen Tageslohn von jedermann/jederfrau. Natürlich trifft dieser Vorschlag in erster Linie die vier unteren Sozialschichten im offiziell sechsschichtigen Gesellschaftsaufbau Kolumbiens. Damit soll vor allem die große Bevölkerungsmehrheit, die schon ihre Söhne an die Front schicken muss (weil die besser qualifizierten Soldaten und Offiziere der Ober-schicht zum Objektschutz in den Städten bleiben), auch noch den Krieg finanzieren, der nun wirklich nicht ihr Krieg ist. Offiziell sind 40% der kolum-bianischen Bevölkerung als arm eingestuft. Ein Tageslohn zählt da viel.
An diesen friedlichen Ostertagen, an denen - trotz aller Anspannung - nicht (wie im österlichen Zentrum Jerusalem) jede Menge Autobomben oder Amokläufer oder menschliche Sprengsätze die Strassen verunsichern, an diesen Tagen drehen sich vor den Spiegeln der Hauptstadt-Boutiquen die daheim gebliebenen Vertreter der 10%igen Oberschicht.



Osterspaziergang auf der Septima, Bogotás Fußgängerzone

Dabei wird sehr sichtbar, dass die Mittelschicht drastisch eingebrochen ist. Die großen Einkaufsketten (auch das französische Carrefour *oder das chilenische* Homecenter) *mit ihren vielen importierten Produkten bemerken, dass ihre Klientel nicht mehr so zügig ins Portemonnaie fasst, wie noch vor wenigen Jahren als die unkontrollierten Drogengelder dem Land zu einer statistisch guten gesamtwirtschaftlichen Lage verhalfen. Jetzt mehren sich hier die-*

selben Anzeichen, wie vor 10 oder 15 Jahren in Argentinien, das seither – sozial und politisch gesehen – auf den Augenbrauen daher kriecht.
Bei solchen Beobachtungen und Gedanken im Kopf läßt man auch bei einem so friedlichen feiertäglichen Stadtbummel nicht unbedingt die Seele baumeln. Und wachsam muss man ohne Unterbrechung bleiben, sei es wegen der fehlenden Kanaldeckel, sei es wegen geldbedürftiger Drogenabhängiger, die eine österliche milde Gabe einfordern. Trotzdem bleibt vergleichsweise viel Luft für freie Gedanken, z.B. um sich in den Pilgerstrom hinauf zum Berg Monserrate einzuklinken und einen Smog-freien Blick über Bogotá zu genießen. Und nach dem Abstieg bleibt auch im Zentrum genug Luft, um durch die Gassen der Altstadt zu schlendern mit ihren alten spanischen Häusern und den Straßenhändlern davor. Sie verkaufen auch kunst-volle Illusion, die Illusion von alten Zeiten mit alten Häusern, in denen nach alten Regeln gelebt wurde:

Altstadt Bogotá

Am Ende lande ich wieder in einem meiner beiden Lieblingscafés, um noch einmal genauer die Zeitung zu lesen.

Bogotá: Cafés und Plätze wie impressionistische Gemälde

Dabei blicke ich zurück auf die ambulanten Händler und denke: Es bestehen alle Formen und gesetzlichen Grundlagen formaler Demokratie, ja. Aber die Existenz von Arbeitsschutzgesetzen sind überhaupt kein Hindernis dafür, dass jemand von jetzt auf gleich seine Stelle verliert, wenn das seinen Chefs so ins Konzept passt. Einige

der ambulanten Händler in dieser Altstadt-Gasse sind auch auf diese Weise zu ihrem aktuellen job gekommen.

Mitmachen bei Uribes Friedens-Karawane : Rückeroberung der Llanos

November 2002
Wie viele andere auch, frage ich mich: Was stellt die neue Regierung Uribe der „Mockus´schen Kulturrevolution“ in Bogotá als „Friedensrevolution“ für das ganze Land an die Seite?
Seit 3 Monaten ist Uribe an der Macht. Mit seiner Regierungsmannschaft schafft er neue Verhältnisse und belässt zugleich vieles da, wo es ist. Neu ist ohne Zweifel, dass das Staatsoberhaupt an vielen Wochenenden seine MinisterInnen um sich schart und nach einem festgelegten Reiseplan in eine der Provinzen fliegt, um dort hautnah einen ganzen Tag lang mit den regionalen und lokalen Verantwortlichen vor laufenden Kameras zu diskutieren, sich Dinge anzuhören, die er so in Bogotá nie hört und Uribe nutzt die Gelegenheit, selbst zum x-ten Mal die Schwerpunkte seiner Politik direkt an die Leute heranzutragen. Natürlich alles mit bester TV-Abdeckung. In jedem Fall aber ein deutlicher Wandel in der politischen Kultur.
Was ich selber bei einem solchen "Treffen mit dem Volk" in Sta Marta beobachten konnte, war eine Szene, die man bis dahin so nicht kannte: die neue Umweltministerin wird auf konkrete Probleme angesprochen und eine Gemeinde erwartet dringend Unterstützung von der Regierung, um u.a. ihr Abfallproblem zu lösen. Die Ministerin – nicht gerade eine besondere Leuchte ihres Faches – reagierte dann erstmal so, wie die politische Klasse dieses Landes (und anderer Länder auch) gerne reagiert: "na klar helfen wir Ihnen, Sie können sich auf mich verlassen....". Die Leute, mit der Erfahrung, dass sie schon etwa 2.634 Mal in ihrem Leben von einem Politiker vertröstet wurden, insistieren auf konkretere Antworten und da greift Uribe durchaus ein und nötigt seiner Ministerin vor laufenden Kameras präzise Antworten ab.
Aber auch ein anderes Szenario: wieder ist die Staatsspitze in der Provinz unterwegs. Aus der Volksversammlung erhebt sich einer mit einem Pappkarton unterm Arm, richtet sich an den Präsidenten und zeigt ihm einen dicken Pack von Akten, Briefen, Papieren mit Behörden-Stempeln und erklärt, dass er alle diese Unterlagen gesammelt habe, um zu belegen, wie der Senator dieser Region über Jahre illegal ringsum Ländereien an sich gebracht hat, wie er damit schmutziges Geld wäscht etc. Uribe versucht, das Thema aus dem Rampenlicht zu nehmen ("lassen Sie uns anschließend in Ruhe darüber reden...."). Aber der Mann will und kann jetzt nicht mehr zurück und sagt dort vor allen: "wenn ich hier rausgehe, bin ich ein toter Mann; Sie müssen mir jetzt helfen...." Und Uribe veranlasst, dass der Mann unter Sicherheitsvorkehrungen in die dortige Militärstation einziehen kann, wo er zumindest erstmal vor einem direkten Mordanschlag durch die Helfer dieses Senators sicher ist, bevor man weiter sieht. Es gibt solche Geschichten, und ähnliche und natürlich ganz andere. Tatsächlich zeigt sich Uribe dem Volk anders als sein Vorgänger und dessen Vorgänger....

(Brief-Auszug:)
Inzwischen ist es schon wieder fast eine Woche her, da wurde unter starkem militärischen Schutz die Strasse von Bogota ins Tiefland der Viehzüchter, also von den Ost-Anden hinunter in die Llanos, das Land der hiesigen Cowboys, auch für Normalbürger wieder befahrbar gemacht. Die Llanos sind traditionell eine wichtige Versorgungsregion für Bogota. Sie sind eine ökologisch sehr reiche Landschaft, nicht so eintönig, wie die Pampas in Argentinien, wo es nur Schafe und Rinder aushalten. In den Llanos herrschen auf rund 400 m Höhe tropische Verhältnisse: jede Menge Rinder, aber auch endlos viele Früchte, Bäume, Gräser, Fische, Vögel; Sonne und Wasser. Von dieser Zone ist Bogota seit langem durch die Guerrilla abgeschnitten und viele Lastwagen sind auf dieser Strecke ange-

zündet worden, damit sich die Versorgung der Hauptstadt verschlechtert und ein Lebensnerv des Staates getroffen wird. Uribe hat inzwischen mit seinen Militärs und den Polizeikräften Pläne zur "Rückeroberung" strategischer Strecken und ganzer Regionen entwickelt und die Regierung fängt eben auch an, diese Pläne umzusetzen und gewinnt damit ungeheure Popularität. Am letzten Wochenende war es also zum ersten Mal möglich, im Rahmen einer geschützten Auto-Karawane, von Bogotá hinunter in die Llanos zu fahren. Ich hatte, seit ich hier bin, davon geträumt, wie-der einmal in diese Region über Land zu reisen. Ein Traum, den Monika und ich uns in der Studentenzeit mit Hilfe eines Zufallstickets von guten Bekannter verwirklicht hatten. Damals – 1972 – gab es auch schon Guerrilla und Paramilitärs, aber auf viel kleinerer Flamme. Wir hatten nur wenig davon bemerkt. Jetzt wollte Uribe den Zugang zu der versperrten Fleischkammer Kolumbiens unter stärkstem Militärschutz erzwingen – eben rückerobern!! Er nannte das Projekt allerdings „Friedenskarawane".

Etwa 600 Autos kamen an dem angekündigten Morgen am Westrand der Hauptstadt zusammen. Es ging über den Vorort Soacha, in dem die GTZ ein Gesundheitsprojekt betreut, über die Berge nach Süden in Richtung Villavicencio, der Hauptstadt der Provinz Meta. Eine tolle Fahrt durch die Berge, durch große und kleine Dörfer und Städtchen. Überall begeisterter Empfang der Karawane durch die Bevölkerung, die sich vollzählig (oder so) endlang der Durchgangsstrasse und auf den Marktplätzen versammelt hatte – so als wären nach Kriegsende endlich die Befreiungstruppen bis zu ihnen durchgestoßen und würden jetzt die neue Lebensphase einleiten. Die Szenen hatten sehr viel Symbolkraft und machten Präsident Uribe zu einem ungeheuren Sympathieträger.

Uribes Friedenskarawane wird überall gespannt erwartet und begrüßt

Und dann kam der letzte Tunnel durch die Berge und das Licht am Ende des Tunnels gehörte schon zur endlos weiten Vorratskammer Kolumbiens, den Llanos. Die Karawanen-Strecke hatte uns durch die größere Stadt dieser Tour, Villavicencio, geführt (in der ich schon im letzten Jahr eines meiner GTZ-Projekte wegen Ineffizienz und problematischer Arbeitsbedingungen eingestellt hatte). Danach rollten wir nur noch auf einzelne Provinzstädtchen zu und auf gelegentliche kleine Nester, zum Glück war auch eine Tankstelle dabei. Ich hatte vorsichtshalber mal wieder meinen Jeep in Bogotá gelassen und stattdessen das kleine Stadtauto meiner Kollegin Olga Sofía ausgeliehen und mit leichtem Gepäck beladen. Sie wollte sich allerdings diese historische „Rückeroberung" auf keinen Fall entgehen lassen. So teilten wir uns also wieder einmal eine Entdeckungsreise. Mit dem Jeep hätte ich mir vorstellen können, bis zur venezolanischen oder zur brasilianischen Grenze vorzudringen. Mit dem Opel-Corsar nicht. In jedem Fall wurde offiziell dringend angeraten, nicht viel tiefer ins Land vorzustoßen als wie es von Uribes "Straßensoldaten" abgesichert wurde.

Wir waren inzwischen den ganzen Tag gefahren, spürten aber wegen der ständigen Anspannung keinerlei Müdigkeit. Während der letzten Stunden unserer Fahrt waren wir an unzählbaren Zebu-Rinderherden und alten Haciendas vorbei gekommen und hatten den hiesigen Cowboys bei ihrer

Arbeit hoch zu Ross zugesehen, den Vaqueros, die auch auf der Straße immer Vorfahrt haben. Kurz hinter dem Handelsposten Puerto Lopez bremste dann der große, träge Río Meta die Weiterfahrt. Einer der großen Zuflüsse des Orinoco, der dann später nach einem riesigen Bogen durch Venezuela in einem gewaltigen Delta in den Atlantik mündet. Dabei ist der Orinoco ein guter alter Bekannter aus meiner Venezuela-Zeit. Seine wilden Wasser hatte ich damals in Puerto Ordaz in Guayana kennen gelernt. Dort war ich mit meinen Befragungen zur Erwachsenenbildung noch ganz auf meine Diplomarbeit konzentriert gewesen. Jetzt wollte ich möglichst viel in diesem kolumbia-nischen Gesicht lesen, das hier so ganz anders aussah als z.B. in der Kaffeezone oder an den karibi-schen Ufern des Magdalena.

Vaquero mit seinen Zebu-Mischlingen, Herr der Llanos

Irgendwo unterwegs hatten wir auch am Nabel Kolumbiens gehalten, an der Stelle, die mit einem Obelisken genau die Mitte des Landes markiert. Sehr nette, sehr offene Menschen ringsum. Man merkte auf den ersten Blick keine Ängste wegen der regelmäßigen Guerrilla-Besuche, die so mancher sicher erhielt. Die Bauersfrau, die uns unterwegs einen Kaffee machte oder der Bootsmann am Fluss wussten, daß die Karawane ein wichtiger Durchbruch war, aber noch nicht die Lösung der Konfliktlage und noch nicht das neue (eigentlich ganz alte) Leben für sie selbst bedeuten konnte.

Kaffee oder Cola an der „Fernfahrer-Raststätte“ und die zentrale Frage: „wie ist die Lage?“

Viele haben hier unten ihre Verwandten oder Freunde, nicht jeder brauchte ein Hotel. Aber auch die kleine Zahl solcher Reisender, wie wir selber, waren für die Hotels und die Restaurants in der Ziel-Stadt Puerto Lopez schon wichtig genug, um jeden einzelnen wahrzunehmen, um mit dem Besucher gerne zu reden, um die Freude über den Besuch zu zeigen und zu hoffen, dass sich solche Besuche jetzt wieder regelmäßiger einstellten. Natürlich gab es bei den Bewohnern der Llanos nur begeis-terte Kommentare zu der Initiative Uribes.
Die Reaktion der Guerrilla auf Uribes Rückeroberung dürfte kaum auf sich warten lassen. Jetzt wird die Guerrilla sich selbst und der Regierung und wem auch immer stärker als vorher zeigen müssen, dass sie noch da ist. Also trägt sie zwangsläufig den Krieg stärker in die Städte als vorher –

ohne deswegen den Kampf um die Exportkorridore für die Drogen und die Importkorridore für Waffen einzustellen. An diesem Kampf sind nach wie vor die Paramilitärs ebenso wie die offiziellen Streitkräfte aus Eigeninteresse beteiligt. Ich denke, beide Seiten werden zwangsläufig ihr militärisches Handeln anders organisieren. Aber für die Normalbürger, wie mich selbst, wird es nicht immer und überall solche „beschützten Karawanen“ geben können …
Bei dieser Tour hat mich gelegentlich meine Kollegin Olga Sofia beschützt: eine militärische Einheit hatte uns schon tief drinnen in den Llanos gestoppt. Ich wollte die Szene unbedingt im Foto festhalten. Bin ausgestiegen, ein Stück auf eine Weide mit einem attraktiven Zebu-Stier zugegan-gen, habe den Zebu fotografiert und dann auch „nebenbei“ in Richtung unseres Autos abgedrückt. Die Militärs fragten Olga, was ich da tue. Sie sagte – um Nachsicht bittend – das ist so ein Spleen von diesem Deutschen. Für ihn ist das hier alles exotisch. Deswegen fotografiert er alles. Die Uniformierten beließen es dabei.

Immer wieder militärische Kontrollen unterwegs – und immer hoffen wir, daß es wenigstens echte Militärs sind

Geändert hat sich im Übrigen die Begleitmusik zu Uribes Initiative in den Medien. Vorher gab es morgens im ersten Nachrichtenblock immer erstmal den Rundblick auf die Attentate und menschlichen Verluste im ganzen Land: schaun wir mal, wie war denn die Nachtbilanz. Jetzt kommt diese Bilanz immer noch, aber vor allem von den Orten, wo die **Militärs oder die Polizei** auch gleich zurückschlagen konnten und ihrerseits Guerrilleros oder Paramilitärs festnehmen oder gleich liqui-dieren konnten. Es wird also möglichst auch gleich die Lösung des Problems mitgezeigt (einschließlich getürkter Zahlen, legitimer fake-news, wie Präsident Trump später sagen wird). Dabei ver-schärfen sich die eigentlichen Ursachen der ganzen Riesenmisere in Wirklichkeit weiter. War der Ausgangspunkt der Guerrilla-Bewegung in den 60er Jahren die ungerechte Landverteilung mit der Forderung nach Landreform und hatten zu der Zeit vielleicht 2% der Familien 60% des Landes unter Kontrolle. Heute sind es unter 1%, die in derselben Größenordnung Kolumbien kontrollieren. Diese Bedingungen haben sich also weiter zugespitzt, statt sich zu entspan-nen. Freilich sind es nicht immer dieselben Familien mit zehntausenden von Hektar Land in den Llanos. Es gibt auch die neuen Großgrundbesitzer, darunter vor allem Drogenkönige, sogar Guerrilla- und Paramilitär-Kommandanten. Die Agrarreform würde heute deutlich schwieriger ausfallen als vor 40 Jahren - wenn sie denn irgendjemand wirklich wollte. Nicht nur die Umschichtung von Landbesitz ist das Thema, sondern auch die Rückgabe von Land an

Hunderttausende von vertriebenen ehemaligen Kleinbauern.[10]

trotz aller heiklen Fragen bleiben einige sehr gelassen am Río Meta

Die Abwesenheit einer erkennbaren, organisierten Alternative für die gesellschaftliche Entwicklung und dasFehlen einer ernsthaften politischen Opposition ist das andere große Problem. Und an dem wird Uribe mit Sicherheit nicht arbeiten. Denn dann würde der Widerstand der politischen Eliten, aber auch der Plantagenbesitzer und Viehzüchter auch für ihn gefährlich. Was er bisher eingeleitet hat, wird von der staatstragenden Schicht des Landes noch akzeptiert und ist in Teilen populär. Aber Kolumbien kann die Abwanderung der Drogengelder zu internationalen Finanzplätzen und den gleichzeitigen Preisverfall seiner exportierten Rohstoffe (Kaffee, Erdöl, Kohle ...) nicht länger ohne ernsthafte Strukturreformen und Modernisierung seiner politischen Kultur, seiner Bildungs- und Sozialpolitik ausgleichen. Solche Reformen werden die eingesessenen Eliten treffen müssen und das wollen erst sehr, sehr wenige von ihnen akzeptieren.
Zumindest ist Bewegung aufgekommen, drei Monate nach der Amtsübernahme Uribes, aber sie bleibt noch sehr diffus. Schaun wir mal ....

Mitmachen bei Uribes Friedens-Karawane : Rückeroberung von Magdalena und Guajira

(Brief-Auszug, April 2003:)
4 Uhr 00, Bogota, Samstagmorgen. Vor 6 Stunden habe ich noch schnell einen Ölwechsel machen lassen und den Luftfilter erneuert, den Tank und die Reservekanister gefüllt; am selben Nachmittag hatte eine Werkstatt die Reifen ausbalanciert und die Spur vermessen und justiert; jetzt am frühen Morgen war auch der Rucksack schon im Wagen verpackt und der Laptop, Wasserflaschen, Obst, Schokolade. Brauchen wir das alles? Ich ging mal davon aus. Schließlich wollte ich auch an dieser zweiten „Rückeroberung“ des Landes teilnehmen, ohne zu wissen, was dabei auf einen zukommt. Uribe spricht weiterhin von Friedenskarawane. Sie bot in meinen gut drei Jahren Kolumbien die

[10] Im Jahresbericht 2010 der Arbeitsgruppe Schweiz-Kolumbien wird dazu eine aktuelle Einschätzung abgegeben: „Es ist zu hoffen, dass Santos und sein Agrarminister die schlimmsten Auswirkungen der Politik unter Uribe ändern. Uribe hat beispielsweise vier Behörden (u.a. Landreform, ländliche Entwicklung und Bewässerung) in einer einzigen Behörde zusammengefasst, dem Incoder. Diese Superbehörde hatte dann aber nur ein Viertel des Budgets der vier Vorgängerbehörden zusammen zur Verfügung. Das Budget für Landzuteilung an Landlose reichte in gewissen Jahren nur gerade, um wenige Dutzend Familien zu begünstigen, bei einem Potential von mehreren Hunderttausend Familien, die Land brauchen. 2009 hatte das Incoder dazu auf nationaler Ebene ein Budget von 20 Mia. Pesos, das war bloss das Doppelte dessen was in einem einzigen Departement, Nariño, für die Förderung der Ölpalme zur Verfügung stand.“

erste Chance einer Autofahrt quer durchs Land nach Norden, zuerst hinunter zum Magdalena, den entlang bis zur Mündung in die Karibik und weiter bis in die Guajira-Wüste an der venezolanischen Grenze. Mein Traum war es immer gewesen, diesen 1.000 Km langen Schnitt durch das Land, vom andinen Bogotá ins karibische Sta Marta nicht immer nur im Flieger zu schaffen, sondern auch zu sehen, zu spüren, zu riechen, wie sich das Land, seine Menschen, die Natur auf dieser Strecke vielfach wandelt. Die Karawane bot die einzigartige Chance, diesen Traum zu verwirklichen, denn die Regierung Uribe hatte die Strecke unter schwere militärische Bewachung gestellt, so wie zuvor bei der Karawane in die Llanos, an den Río Meta. Die Polizei am ersten Kontrollposten sprach von insgesamt rd. 600 Autos, die diese Karawane bilden würden.

4 Uhr 30, Bogota-West. Die 4 anderen Personen, die ich eingeladen hatte, waren meine, bei anderen gemeinsamen Reisen schon eingespielte Kollegin Olga Sofía, ihre zwei Kinder plus eine ihrer Freundinnen. Mit ihnen und unser aller Gepäck war der Wagen gut ausgelastet. Auch sie waren alle rechtzeitig aufgestanden, hatten ihr Gepäck reisefertig vor der Tür stehen. Das Einladen hatte 2 Minuten gedauert. Jetzt waren wir am Westrand von Bogota, an der Ausfallstrasse hinunter zum Magdalena, der die Karawane über viele hundert Kilometer hinauf zur karibischen Küste begleiten sollte.

Natürlich war es noch stockfinster, aber die Waffen der Soldaten glänzten im Scheinwerferlicht. Sie standen in kleinen Gruppen irgendwo am Straßenrand oder hockten einzeln zwischen den Bäumen, die immer dichter wurden, je länger wir von den 2.700 Höhe Bogotás hinunter zum Magdalena auf 400 Meter rollten. Die Strecke war überraschenderweise nicht für die Karawane gesperrt worden. Das heißt, es kamen gewaltige Mengen an Lastwagen und Trucks auf der kurvigen Strecke entgegen; alle voll mit Versorgungsgütern für Bogotá. Das zeigte, dass die Versorgungsleitung von der karibischen Küste für Bogotá noch lebenswichtiger war als die Fleischkammer der Llanos.

Deswegen ist die Guerrilla rund um die Hauptstadt ständig unterwegs und sucht immer neue Angriffspunkte. Deswegen ist die starke militärische Bewachung derzeit die einzige Chance, ein solches Projekt des internen Tourismus („Rückeroberung“) überhaupt in Angriff zu nehmen. Weil so mancher Bogotaner in dieser frühen Morgenstunde noch nicht so richtig den Unterschied zwischen fahren in der Stadt und fahren auf einer kurvigen Passtrasse präsent hatte, gab es manchen Unfall. In einigen Haarnadelkurven nehmen sich die riesigen Laster mit ihren 22 Reifen die gesamte Strassenbreite, um die Biegung zu schaffen. Alles in allem brauchten wir 3,5 Stunden, um hinunter an den Fluss und über die Brücke von Honda auf die andere Seite des Magdalena zu kommen. Da war es dann schon 8.00. Das erste Straßen-Restaurant rückte ein paar Stühle in Richtung Fahrbahn und lud zum Frühkaffee ein.

Viele Karawanen-Autos zogen an uns vorbei. Eine halbe Stunde später mit Kaffee und dem Energiespender Panela im Magen machten wir uns ans Aufholen. Das Magdalena-Tal wurde allmählich breiter. Die Hügellandschaft verwandelte sich schnell in endlose Viehweiden.

Zebu-Haltung entlang des Magdalena

Überall, bis zum Horizont

kleine Gruppen von weißen Zebu-Rindern, die zwar kaum Milch geben, aber als Fleischlieferanten dieses warme Klima hier unten bestens verkraften. Die Silhouetten sind gelegentlich etwas verfremdet, weil allen Rindern schon sehr früh die Hörner abgesägt werden und daher das Charakteristische der Zebus fehlt, ihr beeindruckendes „Geweih“. Ohne Geweih sehen sie immer ein bißchen „dumm“ aus. Aber sie werden hier ja auch nicht für einen guten Schulabschluß gehalten.
Insgesamt mussten wir durch 5 der 32 Departamentos Kolumbiens. Darunter konnte Boyacá von allen das mit weitem Abstand schlechteste Straßenstück für sich beanspruchen (dabei sind gerade hier die gewinnbringenden Smaragd-Minen). Eine wilde Ansammlung von unterschiedlich tiefen und breiten Löchern; manchmal mit einem Reststück Asphalt aus besseren Tagen verbunden; meist nur mit Schlamm und Kies dazwischen. Und dann kamen die ersten Regenschauer, mit denen wohl nur sehr wenige gerechnet hatten. Denn es ist traditionell eher eine trockene Landschaft. Die Stadtautos aus Bogotá, vor allem die mit den abgefahrenen Reifen, kamen jetzt heftig ins Schleudern.
Ich habe bei meinen (nicht wenigen) Fahrten über Land nie so viele Unfälle wie auf dieser Strecke gesehen. Manche Großfamilie im Kleinwagen hatte einen schlechten Start in die Osterwoche erwischt und saß jetzt im Schlamm neben einem Blechhaufen und aufgeweichten Kartons und hoffte, dass zumindest bald von irgendwo ein Abschleppwagen käme, der sie hier raus- und in die nächste Stadt reinziehen würde. Aber da es viele Problemfälle gab, würde das dauern. Am schlimmsten hatte es einen Wagen erwischt, der wohl die Breite einer Brücke falsch eingeschätzt hatte, dazu mit hoher Geschwindigkeit auf selbige losgefahren war, dabei an einem Baum hängenblieb und die Familie jetzt mehrere von den ihren endgültig verabschieden musste. Und natürlich: größere rote Flecken auf der Fahrbahn

Karawane-Fahren ist nicht jedermanns Sache

Nach einigen Stunden Fahrt hatte die Karawane sich als solche längst aufgelöst. Wir waren inzwischen irgendwo weit vorn. Der stabile Jeep zahlte sich aus. Der wichtigste Schwachpunkt war weiterhin das Fehlen einer verlässlichen Straßenkarte. Das Kartenmaterial, das normalerweise zur Verfügung steht, reicht zur Groborientierung, hilft aber nicht wirklich, wenn es zu ernsthaften Verkehrsunterbrechungen kommt und man Auswegstrecken sucht. Und ein Navi – das Wort gab es noch nicht einmal.... Eine Verkehrsunterbrechung erwischte uns am Nachmittag, noch bei Tageslicht. Wir hatten uns noch ein bisschen in dem kleinen, ziemlich vergammelten, trotzdem ansprechenden Kolonialstädtchen Mompos verbummelt, waren aber wieder losgefahren ehe die großen Mückenschwärme mit untergehender Sonne antanzen.
Der Magdalena war vor vielen Kilometern schon nach Westen abgebogen. Die Strasse führte jetzt durch Sumpfland. In dem kleinen Ort La Bodega (die Kneipe) stoppte uns eine Gruppe Soldaten mit dem Hinweis, dass weiter vorn eine Brücke nicht passierbar sei. Ein Laster habe sich dort verkeilt. Da es mal wieder eine der traditionellen Guerrilla-Zonen war, konnte man das glauben oder auch nicht. Es konnte sich ebenso um eine Attacke der Guerrilla, um einen Anschlag auf die Brücke oder etwas der Art handeln. Wir fragten die Dorfbewohner nach einer Auswegstrecke (es fehlte ja eine gute Karte). Die beschrieben uns einen Weg, der nach ein paar Kilometern wieder auf die eigentliche Route zurückführen sollte – und zwar hinter der benannten Brücke. Klang eigentlich ganz gut.

Es setzte im Wagen sofort die Diskussion darüber ein, ob wir diesem Rat folgen sollten oder besser nicht. Hier waren immerhin die Militärs. Auf den anderen Wegen und Strassen nicht. Eine Mehrheit von 3: 2 war für die Umgehungsstrecke, ich auch. Denn allmählich wurde es dunkel und ich wollte so wenig wie möglich im Dunkeln durch dieses Gebiet fahren, das zwischen Guerrilla und Paramilitärs als Drogenexportkorridor und Waffenimportkorridor umstritten ist. Wir fuhren also alleine auf die „Umgehungsstrasse". Nach ein paar Kilometern kommt uns eine uniformierte und bewaffnete Gruppe entgegen. Es macht keinen Sinn wegzufahren. Also fahre ich direkt auf sie zu und frage den Führer (Offizier?) nach dem Weg. Er gibt uns den Rat, noch eine Stunde weiter auf dieser Strecke zu bleiben und dann nach Westen in die Richtung abzubiegen, wo wir eigentlich hinwollten. Ich hatte das Gefühl, hinten in seinen Augen war so ein Glitzern gewesen. Meine Mitfahrer konnten das nicht sehen. Wir fuhren noch ein paar Kilometer weiter in die angegebene Richtung, aber immer langsamer, weil ich überhaupt kein gutes Gefühl bei diesem Ratschlag hatte und diesem militärischen Trupp schlichtweg nicht traute. Es bewegte sich auf unserer Strasse auch keinerlei Fahrzeug, nicht in die eine, nicht in die andere Richtung. Wir drehten um, schlossen uns dem inzwischen gebildeten Autostau auf der Hauptstrecke wieder an und liessen eine Weile den tropischen Tagesausklang plus der Tropenmusik auf uns wirken, die aus einigen Häusern zur Strasse rüberschallte. Jeder der anderen Autofahrer hatte inzwischen seine eigene story darüber, was da vorne wirklich los war. Aber keiner wusste nichts Genaues. Wie es sich gehört, war schnell auch die Gegenspur mit den Wagen verstellt, die immer darauf fiebern, den bessten Start zu haben, sobald „es los geht". Zuerst kamen aber aus der Richtung der versperrten Brücke einige große Trucks, die nun nicht mehr weiterkonnten, weil ja ihre Spur intelligenterweise zugestellt war. Eine weitere halbe Stunde später hatten sich auch diese Autos so zurechtgerückt, dass der Gegenverkehr passieren konnte. Inzwischen war es Nacht geworden. Man konnte jetzt besser beobachten, ob sich aus der Ferne immer noch helles Scheinwerferlicht auf uns zu bewegte oder ob die Rücklichter der Vorderleute anfingen sich zu bewegen.

Irgendwann bewegte sich dann etwas in die richtige Richtung. Wir kamen zu der besagten Brücke. Die Fahrzeuge wurden von den Militärs an der Brücke vorbei durch das trockene Flussbett geleitet. Der Staub der Strecke und die Dunkelheit verhinderten, dass man irgendetwas von der wirklichen Ursache der Störung ausmachen konnte. Auf der Gegenspur brummte ungeduldig eine fast endlose Schlange an schweren Lkws und Container-Trucks, die in dieser Nacht offenbar vom karibischen Hafen Barranquilla ihre schwere Fracht nach Bogota schaffen sollten und auch nicht hier hängen bleiben wollten. Wie lange die brauchen würden, um die Flussfurt runter und wieder hochzukommen, stand in den Sternen. Auf jeden Fall eine sehr lange Nacht für jeden dieser Fahrer.

Wir waren also wieder zurück auf der Asphaltstrasse. Eine halbe Stunde später fielen erste Tropfen. Zwei Minuten danach öffnete sich der Himmel – und blieb die nächsten 2 Stunden so weit offen, wie ich es nur aus der regenreichsten Region dieser Welt kenne, dem Chocó, an der Grenze von Kolumbien und Panama. Ein absoluter Wasservorhang, der die Sicht unmöglich macht. Die Autos vor uns rückten einer nach dem anderen zur Seite und blieben stehen. Die Lkws haben die bessere Sicht und halten am längsten durch. Vor uns hatte sich ein Pkw hinter einen Lkw gehängt und fuhr in dessen Schutz weiter über das, was normalerweise eine Strasse war, jetzt aber ein See mit festem Untergrund. Wir klebten am Rücklicht des Vordermanns, um in dieser Nacht so weit wie möglich voranzukommen. Denn der Regen ist auch für die Guerrilla nicht angenehm. Sie kommen dann weniger schnell aus den Bergen herunter, um sich Autos und Fahrer genauer anzusehen.

Aus irgendeinem Grund rollte der Lkw dann auch nach rechts raus. Die Strasse hatte jetzt allerdings sogar einen weißen Randstreifen, der im Scheinwerferlicht immer mal wieder sichtbar wurde. Wir nahmen diese kleine technische Hilfe gerne an und fuhren mit aller gebotenen Vorsicht weiter, hinter uns zwei oder drei andere Wagen, für die wir jetzt mitgucken mussten, dass keiner von uns seitlich abrutschte und in einen See oder Sumpf oder Nebenarm von irgendetwas plumpste. Auch laut Karte fuhren wir jetzt durch reine Wasserlandschaft. Wenigstens das stimmte. Der permanen-

te Wolkenbruch schwankte momentelang, so als wollte jemand immer wieder die Entscheidung hinauszögern, doch endlich zu pausieren. Und dann kam irgendetwas Bewohntes in Sicht. Ein sogenanntes Restaurant hatte Licht gemacht und war geöffnet. Wir fuhren bis fast in die Küche rein und wurden beim Aussteigen trotzdem bis auf die Haut nass. Sie hatten Kaffee und ein paar Fruchtsäfte und nutzten (ökologisch!) das kostenlose Wasser vom Himmel, um gleich das Geschirr zu spülen, weil vom Dach direkt neben der Tür ein Wasserfall zu Boden stürzte. Jetzt, unter einem Dach, war es einfach faszinierend, diese wahre Sintflut zu erleben, die da 2 Meter vor uns vom Himmel stürzte. Das Wasser-Inferno hatte mittlerweile schon 2 Stunden gedauert und zeigte allmählich Ermüdungserscheinungen. Immer noch im Regen, aber in erträglichen Portionen nahmen wir uns den Rest der Nacht vor und kamen kurz vor Mitternacht tatsächlich in Sta Marta an. Der Projekt-Mitarbeiter Gustavo hatte für uns ein kleines Häuschen ein paar Kilometer außerhalb in dem Fischernest Taganga angemietet. Gustavo brachte uns auch zu dieser späten Stunde zum Hotel (?!), bewies noch kurz, dass es sogar fließendes Wasser und Strom gab und dann versank jeder auf seiner Matratze in Träume mit viel Blechschaden, vielen Gewehren, viel Regen und endlosem Räderrollen. Es war ein 20-Stunden-trip vom Hochland in Bogota zur karibischen Küste, um die Osterwoche zu genießen. Alles andere würden wir morgen regeln – mañana .....

einziges nicht ausgebuchtes Hotel bei Taganga, Ostern 2003

Am Morgen stand die Sonne schon früh hoch am Himmel und sie machte sehr sichtbar, daß die Bucht von Taganga zu dem Teil der karibischen Küste gehört, der weniger durch Palmen als durch Akazien und andere stachelige Bäume und durch trockenes Hügelland beeindruckt – und durch ihre Seefrüchte:

"Notverpflegung Lobster" am Strand von Taganga

Hier hatten wir schon wegen mancher Projektplanung zusammengesessen, wenn es im Büro in der Stadt zu heiß war. Wegen der Feiertage war leider unser normales, blaues Hotel direkt am Strand ausgebucht. Aber Gustavo hatte diesen Ersatz gefunden. Wir machten das Beste daraus mit: schwimmen, bummeln durch die Altstadt von Sta Marta, das kleine Lieblings-Café im Stadtpark Santander aufsuchen, um mit Gustavo über

die aktuelle Problemlage hier im Mündungsgebiet des Magdalena zu sprechen; und dem Gouverneur, unserem Projektpartner, einen kurzen Höflichkeitsbesuch abstatten.
Für die ausländischen wie für die einheimischen Touristen ist der größte Anziehungspunkt in Sta. Marta die Haupteinkaufsstraße „San Andresito“. Der Name erinnert jeden Kolumbien-Kenner an die Schmuggler-Insel San Andrés – soll es wohl auch, weil geschmuggelte Ware immer preisgünstiger zu haben ist.
In Santa Marta haben mich selber immer ganz bestimmte Details angesprochen. Es ist die erste Stadt der spanischen Kolonialherren, die sie auf dem Festland gründeten. Und das läßt sich beim Stadtbummel kaum übersehen: malerische Kolonialhäuser der frühen spanischen Kaufleute und Verwaltungsspitzen mit Arkaden und einem zentralen Baum als Schattenspender im Innenhof. Diese Häuser zu erhalten ist aufwändig. Gelegentlich hat ein Hotelier oder ein Reastaurantsbesitzer ein solches Haus übernommen und kann es erhalten.

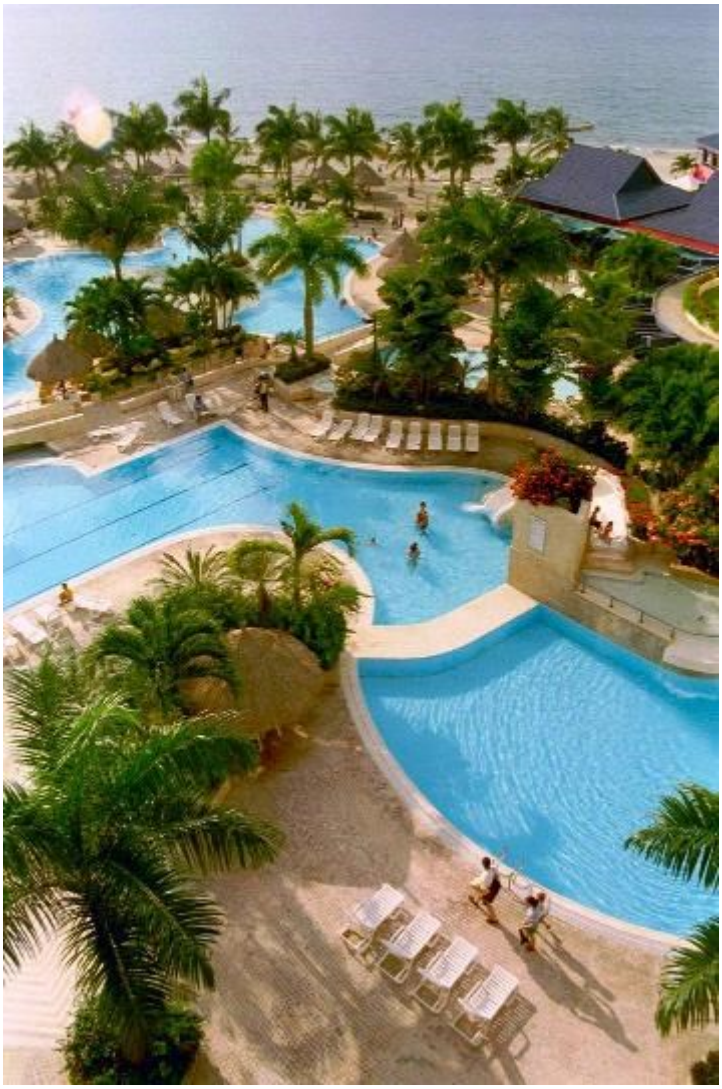
Kolonialgebäude in Sta Marta
Casa del Marqués, 18. Jh.

Sta Marta hat natürlich auch seine Schattenseite. Für mich selber habe ich dort vor allem die hohe Umweltbelastung der ganzen Küstenregion durch den Kohlehafen von Santa Marta vermerkt. Verantwortlich ist die US-Minengesellschaft Drummond, die wiederum eng verbandelt ist mit einer kleinen Gruppe regionaler kolumbianischer Clans. Der eine Clan sind die Dávila. Sie stellen unseren Partner, den Gouverneur, privatisieren aber vor allem die Nutzung eines der schönsten staatlichen Nationalparks Kolumbiens, den Tairona. Die zuständige Parkbehörde kriegt kein Bein gegen die Familie auf den Boden. Entscheidend dabei ist, dass die Familie in der Lage ist, Absprachen mit den Paramilitärs zu treffen. Die werden an den Einnahmen aus dem Tourismusgeschäft im Tairona-Park erheblich beteiligt und verschrecken dafür die Touristen nicht, d.h., sie sorgen dafür, dass keine bewaffneten Konflikte im Park und um den Park herum passieren.
Unser eigentliches Reiseziel lag zwar noch weiter weg im Norden, in der Guajira-Wüste, dicht vor der Grenze nach Venezuela. Aber aus Umwelt-Gesichtspunkten und aus politischer Neugier wollten wir auf jeden Fall vorher zum Tairona-Park abbiegen.

Blick auf die heikle Lage in den Nationalparks Tairona und Sierra Nevada

Im Nationalpark Tairona war ich schon mit Miriam unterwegs und mit manchem anderen Besucher, weil die Wanderungen durch den Park und an seinen Meeresufern und die Übernachtungen in den sehr angepaßten Hütten („Hotel“) den Aufwand für jede einzelne Reise dorthin lohnen. Für den Regional-Adel der Familien Dávila und Vives ist wahrscheinlich das Wichtigste am Park, daß er die höchsten Einnahmen aller Naturparks in Kolumbien generiert. Ein sehr großer Teil dieser Einnahmen verschwindet gleich in den privaten Dávila-Taschen und denen der Paramilitärs. Ein

kleiner Teil verbleibt bei der Parkverwal-tung. Seit geraumer Zeit will der Regional-Adel allerdings grösseren Nutzen aus dem Park ziehen. Besonders der zweite Groß-Clan, die Familie Vives (Bürgermeister), aber auch die Familie Dávila (Gouverneur) besitzen im Nationalpark ihre großen privaten Grundstücke und entwickeln Pläne, diese durch eine Hotelanlage „in Wert zu setzen“. Beide Familien drängen als Lobbyisten darauf, öffentliches Land zu privatisieren, um es an zweifelhafte Tourismusunternehmen zu verscherbeln, die ihrerseits mit gewaltigen Hotelklötzen den karibischen Strand zubetonieren und bei der Gelegenheit auch gleich ihre illegalen Gelder waschen möchten. Von letzteren liefert der Drogen- und Waffenhandel rund um die Ciénaga schließlich ausreichend. Derzeit denkt der karibische Regional-Adel sogar darüber nach, in diesem Nationalpark einen neuen Kohleexporthafen zu bauen.



Karibisches Hotel in Sta Marta, das der Regional-Adel am liebsten auch im Tairona sehen möchte

Bei dieser angedachten „Inwertsetzung“ von Naturschutzräumen hätte „mein Projektpartner“, der Umweltminister Juan Mayr, der in den 1980gern zwei Jahre im benachbarten Nationalpark „Sierra Nevada“ beim Volk der Kogi gelebt und dabei durchgesetzt hatte, dass die damalige Regierung den Indianern fast 20.000 ha Land zurückgab, jetzt hätte dieser Umweltminister die optimale politische Figur sein können, um auch den Tairona-Park als Naturreservat zu sichern. Aber gegen den Regio-nal-Adel und die alliierten Paramilitärs hat er keine Chance. ...

Solche realen Realitäten gebären natürlich immer wieder Zweifel an unserer Rolle als GTZ, zwingen zu der Frage, warum machen wir dann immer noch Entwicklungskooperation in diesem Land und gehen nicht längst wieder zurück nach Bonn oder Berlin oder Stuttgart? Antwort: Dieses Land stellt auch eine Herausforderung dar, eine Herausforderung, die vor allem etwas mit den anderen Menschen in Kolumbien zu tun hat, die nicht im Korruptionstopf rühren, die nicht zu den feudalen Familien gehören, die sich redlich um bessere Lebens- und Bildungsbedingungen für sich und ihre Kinder kümmern. Und dass es auch diese gibt, hatte ja unser Umweltkongress in Bogotá gezeigt..... Wie fast überall in Kolumbien kann man sich von solchen lästerlichen, pessimistischen Gedanken auch schnell lösen und einfach nur auf den hübschen Vordergrund schauen. Dazu hatten wir uns zum Tairona aufgemacht. Die Strasse bis zur Zahlstelle am offiziellen Parkeingang ist besser als alle in Bogotá zusammen. Sie führt durch eine tropische Gartenlandschaft, immer eingerahmt von den Ausläufern der Sierra Nevada de Santa Marta, deren zwei Gipfel - Bolívar und Colón - mit fast 6.000 m Gipfelhöhe irgendwo in den weißgrauen Wolken verschwinden, die wir aber immer im Blick hatten. Eine Stunde hinter Santa Marta hielten wir am Eingang zum Nationalpark und zahlten

für jeden ein paar Euro Eintritt.

real existierendes karibisches Hotel im Tairona Nationalpark

Für die Mehrheit der Einwohner von Santa Marta, mussten die Gesamtkosten eines Familienausflugs in den Tairona mit Busfahrt, Eintritt, Verpflegung schon spürbar zu Buche schlagen. Das hatten wir auch schon gedacht als Miriam hier zu Besuch war und wir denselben Ausflug gemeinsam mit Gustavo und dessen Kindern organisiert hatten. Die Fahrt vom Eingangstor zum offiziellen Parkplatz verschafft das erste Gefühl von tropischem Wald. Und am Parkplatz endet auch die Zivilisation. Wir marschierten über einen alles in allem recht ordentlichen Weg mit ein paar eingestreuten Felsen durch das, was man einen kultivierten tropischen Regenwald nennen könnte, auch wenn zum Glück kein Tropfen fiel. Bei diesem Klima fror niemand, aber Olga Sofias Kinder waren solche Waldgänge nicht wirklich gewöhnt. Sie machten so manches Päuschen. Das ließ uns Zeit zum Filmen und Fotografieren. Und dann war der Wald zu Ende. Nur noch eine Gruppe von Cocos-Palmen und hinter ihnen glitzerte schon der feinste Karibikstrand. Ein Ausblick wie auf einem Werbefoto. Wellen, die sich gegenseitig auf den Strand schubsen. Wasser türkis. Ein klein wenig Steilküste, von deren Rand ab und an eine Cocos-Palme abrutscht, sich quer über den Strand legt, vertrocknet und an manchen Stellen zu gewaltigen Ansammlungen von Kaminholz führt. An diesen Stellen sollte niemand schwimmen, auch wenn man kaum widerstehen kann, hier herrscht eine gefährliche Strömung.
Die Buchten sind zudem offen für jeden Besucher von der Wasserseite, zum Beispiel Haie.

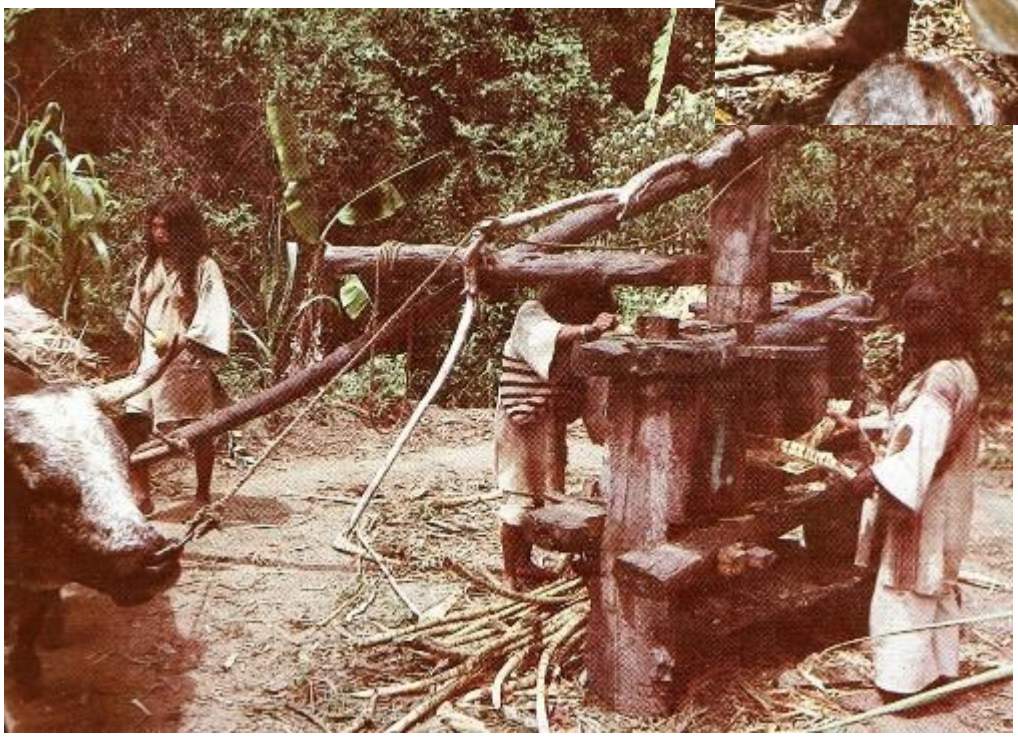
Rastplatz im Tairona-Park

Von hier ging ein wunderbarer Strandspaziergang los und eine halbe Stunde später hatten wir eine Stelle erreicht, wo die Bucht durch ein grosses Riff weit draußen geschützt war. Keine

Strömungen, keine Haie, ein ideales Schwimmbad. Eine wunderschöne Illusion für einen Tag.
Im Schatten der Palmen saß jemand und machte sich Notizen. Es war schwer, ihn einzuschätzen. Wir kamen zwangsläufig ins Gespräch und waren schnell beim Thema Regional-Adel gelandet, bei den Geschäftsträumen einiger weniger Familien aus Sta. Marta, die genau hier an der Parkküste große Hotelblöcke errichten möchten. Das würde sehr schnell den letzten Rest authentischer Tairona-Kultur auflösen. Und damit hatten wir schon unserer zweites Thema: Noch war etwas zu sehen und zu spüren von den Tairona, dem Vorgängervolk der Kogi, an deren Bergmassiv der Sierra Nevada wir später auf dem Weg nach Norden vorbei rollen wollten. Allerdings beklagte „der Fremde“, der ja hier mehr zu Hause war als ich, der aber seinen Namen nie erwähnte, dass über die Tairona so wenig Konkretes bekannt sei. Offenbar waren sie in den Jahrhunderten vor der spanischen Eroberung reine Küstenbewohner, die sich aber - aus welchen Gründen auch immer - schon vor der ersten Jahrtausendwende immer deutlicher in die Sierra Nevada zurückzogen und dort ihre Terrassensiedlungen anlegten, die auch heute noch von der ausgezeichneten Arbeit ihrer Bauingenieure Zeugnis geben. Sie behielten offenbar ihren überlieferten Fischfang weiterhin bei, legten an den fruchtbaren Hängen der Sierra aber Felder mit Mais und Bohnen als Hauptnahrungsmittel an, dazu Baumwollpflanzungen. Die Be- und Entwässerungstechniken, wie auch der kunstvolle Terrassenbau erinnerten mich ungemein an die absolut vergleichbaren Inka-Bauwerke in Peru. Das erwähnte ich ein bisschen gedankenverloren. Wie die Inca verehrten die Tairona offenbar die Sonne als Lebensspender. Das zeigen die inzwischen gefundenen goldenen Grabbeigaben. Allerdings gehören bei den Tairona Fledermäuse und Vogelmotive zu den wichtigsten religiösen Darstellungen. Bei den Inka waren es neben der Sonne der Jaguar, die Schlange und manchmal die aus der Moche-Kultur übernommenen Pelikane, die wir aus dem Norden Perus gut kannten. Eine Weile später schlendern wir alle zusammen weiter bis zu ein paar Holzhütten. Hier sitzt die Parkverwaltung und hier treffen wir auf eine Gruppe junger deutscher Forscher, ein Hamburger Professor mit einer Gruppe Studenten, die sich einige Wochen lang mit den reichlich vorhandenen Fledermäusen akademisch vergnügen (Tairona-Symbol!). Obwohl die Universität dem Vorhaben nicht zugestimmt hatte, war der Reiz für die ganze Gruppe doch so groß gewesen, dass alle auf eigene Kosten hierher gereist waren, sich mit dieser einfachen Unterkunft im Wald von Tairona zufrieden gaben und auf uns den Eindruck eines erfolgreichen Teams machten, das sehr wohl mit dem Laptop in der Hängematte zu arbeiten versteht.
Dabei hatte ich das Gefühl, auch für meine kolumbianischen Mitreisenden war es nicht uninteressant, sich mal mit anderen Deutschen zu unterhalten als immer nur mit mir. Jedenfalls hockten wir alle sehr lange zusammen. Erst die Moskitos zwangen uns irgendwann auf die harten Matratzen in den Holzhütten. Ganz automatisch setzten wir am Morgen die Diskussion über Tairona und Kogi bei der Weiterfahrt fort, denn jetzt rollten wir direkt auf die Sierra Nevada zu. Es ist für mich als alter „Peruaner“ und jetzt „Kolumbianer“ schwer zu glauben, dass die Sierra Nevada rein gar nichts mit den Anden zu tun hat, sondern nur aus sich selbst heraus ihre gewaltigen Gipfel in den Himmel reckt. Bei diesem Anblick dachte ich einen Augenblick lang an meine erste Begegnung mit Juan Mayr, dem bisherigen Umweltminister und Projektpartner. In den 70er Jahren hatte er nicht nur eng mit dem Volk der Kogi zusammengearbeitet, sondern auch die Stiftung Pro-Sierra Nevada gegründet. Im Rahmen seiner Kogi-Arbeit hatte Juan Mayr uns bei der Evangelischen Zentralstelle in Bonn um Unterstützung für die indigenen Bewohner und für Schutzmassnahmen zur Sicherung der gewaltigen Naturlandschaften dieses höchsten Küstengebirges der Welt gebeten. Und auf einmal war er der kolumbianische Umweltminister und ich sein deutscher Counterpart in dem zentralen Projekt zur kolumbianischen Umweltpolitik, „SomosSINA“. Bei irgendeinem Treffen hatte er mir einen wunderschönen Bildband zur Sierra Nevada geschenkt. Darin war auch ein Beitrag von ihm über das Volk der Kogi, die hier hoch oben in den Bergwäldern leben. Daran dachte ich und an einige der Zeilen von Juan Mayr:

„Die Kogi, ein Stamm von etwa 5.000 Menschen, gehören zur Sprachfamilie der Chibcha und woh-nen in weitverstreuten Siedlungen. Sie sind ein Volk von Ackerbauern und waren früher Nachbarn der Tairona.“ „Jedes Kogidorf besteht aus einer Reihe rund-gebauter Hütten mit kegelförmigem Strohdach. Die Wände sind aus verschiedenem Baumaterial, je nach den in der Gegend verfügbaren Mitteln und der Funktion, die jeder Raum zu erfüllen hat.“ „Andere Bauten, beeinflusst durch das Eindringen des weissen Mannes, durch-brechen das Schema des runden Grundrisses: es sind dies die Kirche die zur Aufbewahrung von Brennholz und Werkzeugen benutzt wird, das Regierungshaus, das den Weissen bei ihren gelegentlichen Besuchen zur Wohnung dient, die Gemeinschaftsküche, wo das Essen gekocht und der Guarapo für bestimme Feste zum Gären aufbewahrt wird, und manchmal das Gefängnis mit seinem hölzernen Halsblock zur Bestrafung schwerer Verbrecher.“ „Im L aufe des Jahres ziehen die Kogifamilien durch das Land zu ihren verschiedenen "fincas" in den hoch- und mittelhoch gelegenen Teilen der Sierra." "Auf diese Weise hat jede Familie Zugang zu allen Arten von landwirtschaftlichen Produkten und kann sich selbst erhalten.“[11]

Kogi-Familie im Gespräch
und beim Auspressen des Zuckerrohr



Und dann hatte Juan Mayr noch einiges über das Wanderziel der meisten Touristen geschrieben, das von ihnen heutzutage dort oben angesteuert wird, die sogenannte Ciudad Perdida. Als die Spanier diese Gegend eroberten hatte diese Stadt etwa 2.500 Bewohner. Wenn ich so etwas lese, erinnere ich mich zwangsläufig sofort an Machu Picchu und andere „verlorene Städte“ der peruanischen

[11] Juan Mayr: Die Sierra Nevada de Santa Marta, Bogotá 1998

Inca. Je näher wir der Sierra Nevada kamen, desto deutlicher erinnerte ich mich allerdings auch an die unmittelbaren und schon Jahre andauernden Lebensrisiken der Kogi, wie sie auch Juan Mayr beschreibt: Sie und die Reste des Tairona-Volkes leben schon lange als Geiseln in ihrem eigenen Land, der Sierra Nevada, und protestieren schon ebenso lange massiv gegen zunehmende Repressalien durch bewaffnete Gruppen und das Militär.
Präsident Uribe hatte diese Situation noch verschärft. Gleich nach Amtsantritt hatte er eine Notstandsverordnung erlassen. Die erlaubt es den Militärs, die Bewegungen von Personen und Waren in den Konfliktregionen zu kontrollieren und Verdächtige ohne vorherige richterliche Anweisung festzusetzen. Genau das passiert in der Sierra Nevada schon seit vielen Jahren durch die Paramilitärs. Denn mit Duldung der Regierung richten die Paramilitärs Straßensperren ein, verlangen Ausweispapiere, die viele lokale Indigene nicht besitzen, weil sie in ihrer Kultur keine Rolle spielen und hindern die Menschen z.B. daran, ihre Lebensmittel zu transportieren. Und sollten die Paras gerade mal still halten, sind die Guerrilla-Gruppen zur Stelle. Das Amt des Ombudsmanns für Menschenrechte bezeichnete die Situation in der Sierra Nevada de Santa Marta in einem Bericht, der allein in 2002 mehr als 60 Fälle von Menschenrechtsverletzungen in der Region auflistet, als besorgniserregend.

Wir hatten schon in Santa Marta erfahren, dass die Paramilitärs zurzeit wieder den Zugang zur Sierra Nevada gesperrt hatten und fuhren daher mit Bedauern an diesem einzigartigen Bergmassiv entlang und vorbei, weiter in Richtung Guajira-Wüste.

Zu Besuch bei der Wayúu-Prinzessin in der Guajira-Wüste

Nicht jeder erinnert sich, dass Kolumbien außer seinen Vorzeigeregionen Karibik, Amazonien, Anden, Kaffeezone auch ein Stück Wüste kennt und mit dem Nachbarn Venezuela teilt. Und in der Guajira-Wüste leben als altes Volk die Wayúu. Meine Mitarbeiterin und Mitfahrerin auf dieser Reise, Olga Sofía, kannte eine Wajúu-Prinzessin. Sie hatten zusammen an der Uni in Bogotá u.a. Psychologie studiert. Diese Prinzessin wollten wir jetzt ausfindig machen und dabei etwas mehr von diesem abgelegenen Teil des großen Landes besser verstehen lernen. Ihr Reich liegt am äußersten Ende der Guajira-Wüste, am Kap der Segel. Die Anreise streift weitere spannende, auch exotische Teile Kolumbiens, Dörfer der Afrokolumbianer, wie im Chocó. Dörfer, die von der fotogenen Meersalzgewinnung leben. Etwas größere Städte, in denen die ersten Wayúu-Frauen als Straßenhändlerinnen ihre handwerklichen Artikel an die Städter zu verkaufen suchen, wie in Riohacha. Und dann haben wir das traditionelle Siedlungsgebiet der Wayúu erreicht, auch die Prinzessin finden wir bald. Sie hat uns zu ihrem Gästehaus geführt, in dem wir direkt am Strand wohnen durften. Es ist eine Hängematten-Herberge. Die Prinzessin hat uns dann sozusagen an die Hand genommen und uns das Leben der Wayúu erläutert. Wir akzeptierten die bunten Seiten ihres Lebens und konnten uns freuen, dass dieses indigene Volk sich augenscheinlich seine eigene Identität so gut bewahrt. Dann zeigte Prinzessin Remedios auf die gewaltigen Kohlezüge der Drummond Company und gab zu verstehen, dass diese Züge von den Wayúu als Symbol ihrer existenziellen Bedrohung angesehen werden. Am Abend erzählte sie uns am Strand beim leisen Plätschern der Wellen und im sanften Wind, der als feine Brise vom Meer her weht, die wahre Horrorgeschichte ihres Volkes. Wir waren in dieser Nacht voll konzentriert, um die Zusammenhänge zu verstehen. Ich will nur den brutalen Kern aufschreiben. In der Kultur dieses Volkes hat u.a. Familienplanung einen hohen Stellenwert und ist ein erheblich umfassenderer Prozess als das schlichte Einnehmen einer Pille. Gleich zum Zeitpunkt ihrer ersten Menstruation werden Wayúu-Mädchen mit der Wirkungsweise und Dosierung der traditionellen Empfängnisverhütung vertraut gemacht, der Einnahme eines Pflanzenwurzelsafts, den sie 'Jawape' nennen. In dieser ersten „Lehrzeit“ werden sie von ihrem Clan getrennt, leben fett- und fleischlos und erhalten "weißes

Jawape", das sie angeblich jung hält. Ausschließlich Großmütter, Mütter und Tanten dürfen sie besuchen. In dieser Phase erlernen sie auch Kochen und Weben - ein Handwerk, für das die Wayúu berühmt sind. Außerdem schneiden sie sich das Haar als "Symbol ihrer Reinigung". Dass die postmenstruale Einweisung inzwischen immer kürzer wird, hat mit dem „Zivilisationsprozess“ zu tun, dem die Wayúu-Mädchen heute in den Schulen ausgesetzt sind und mit dem Anpassungsdruck an modernes Leben, der von den neuen Herren der Region, wie dem Energiekonzern Drummond, ausgeht. Remedios de Wayúu, unsere Prinzessin, erzählte sehr plastisch, wie seit kurzer Zeit die Wayúu-Frauen mit einem sehr eigenen Protest anfangen, sich gegen die Veränderung ihres tradierten Lebensstils zu wehren. Sie selbst hatte zwei von ihrem Volk in das Regionalkrankenhaus von Uribia begleitet. Mutter und Tochter wollten sich gleichzeitig sterilisieren lassen. Sie hatten da in ihre traditionellen Mantas gehüllt gesessen und nicht viel mehr gesagt als "Wir wollen keine weiteren Kinder kriegen". Die 48-jährige Dolores hatte schon zwölf Kinder zu Hause. Ihre 26-jährige Tochter Jesenia hatte bis dahin 3 Kinder geboren und das sollte jetzt genug sein.
Aber nicht der Kommentar einer Ärztin aus demselben Uribia scheint mir die Haltung der Frauen zu erklären („viele Wayúu-Frauen entscheiden sich für die Sterilisation, weil ihnen die regelmäßige Einnahme der Pille nicht behagt und sie eine Spirale ablehnen“), und die Sterilisationskosten von etwa 45 Dollar sind es auch nicht, denn die bezahlt die Stadtverwaltung. Was in Wirklichkeit am Verhalten der Wayúu-Frauen bestürzend ist, ist ihr absoluter Bruch mit einer uralten Tradition der Familien- und Lebensplanung – aus Verzweiflung gegenüber der zunehmend schwieriger werdenden Lebenssituation. Denn auch die Guajira ist ein intensiv genutzter Drogen- und Waffenkorridor. Hier oben an der Grenze zu Venezuela ist allerdings mehr die Drogenmafia beteiligt als die Guerrilla oder die Paras. Es ist die geballte Gewalt, mit der der Drogenhandel die gesellschaftliche Ordnung der Alteingesessen zerstört. Es ist die industrielle Gewalt des ausländischen Unternehmens Drummond, das seine Eisenbahn durch eine stille Wüstenlandschaft treibt, um die Bodenschätze dieser Region außer Landes zu bringen. Es sind die massiven Geldströme, die von diesen verschiedenen Seiten auf das ganz andere Wertesystem der Wayúu eindringen und sie wie ein Tsunami beiseite schwemmen. Ganz nebenbei schickt die Drummond Company ihre Anwälte erfolgreich ins Feld, um sich die Ländereien der Wayúu anzueignen (eigentlich US-Tradition, denn genau das ist bis heute Alltagspraxis in den Reservaten der Sioux und andere Indianer-Völker in den USA selbst).

Drummond Kohlebahn durch die Guajira-Wüste

existenzielle Bedrohung der Wayúu

Afro-Kolumbien am Rio Durell

Wayúu als Straßen-verkäufer-innen in Riohacha

Wayúu-Frauen nachdenklich zwischen Guajira-Wüste und dem karibischen Meer, zwischen Tradition und „Zivilisation“, am Kap der Segel

endlich angekommen im Hängematten-Hotel der Wayúu am Kap der Segel

Gegen die auf Korruption, auf Rechtsbrechung und auf „freie Marktwirtschaft“ setzende Politik der kolumbianischen Regierungen kann sich dieses Volk ebenso wenig behaupten wie die vielen Völker im Amazonas-Tiefland, denen es ganz genauso geht – auch wenn dort der Rohstoff Tropenholz und nicht Kohle heißt. Im Haus von Remedios (sozusagen am Hofe) trafen wir dann auch ihren Mann. Er arbeitet als Anwalt der Wayúu und wusste manche Geschichte vom Hauen und Stechen der Besitzer von Kohle- und Salzminen zu erzählen. Das schließt gewaltsame Umsiedlungen ganzer Dörfer ein, „Schutzhaft“ für die Anwälte der Indigenen, schwere Bedrohungen gegen die indigenen Sprecher und verschiedene Formen von „schweren Unfällen“.
Hier, am Ende der Welt, am Rand der Wüste hatte uns also das ganz normale Kolumbien eingeholt. Wir hatten verstanden, dass die schönen Bilder vom indianischen Leben, die wir zunächst gesehen hatten, vor allem Trugbilder sind. Die Wayúu-Frauen haben ihren Lösungsweg schon beschlossen: sie organisieren den Einstieg in den kollektiven Ausstieg. Die freiwillige Sterilisation war der erste Schritt. Damit sind sie nicht das erste Indio-Volk, das kollektive Selbstauflösung beschließt, weil es für ihre Kinder keine Zukunft zu geben scheint.

In der einzigen Wayúu-Werkstatt hier draußen, ließ ich zwei Tage später meinen Jeep fit machen für einen langen Rückweg in die Berge von Bogotá. Diskussionsstoff hatten wir jetzt mehr als ausreichend…

ER-Jeep in Wayúu-Werkstatt

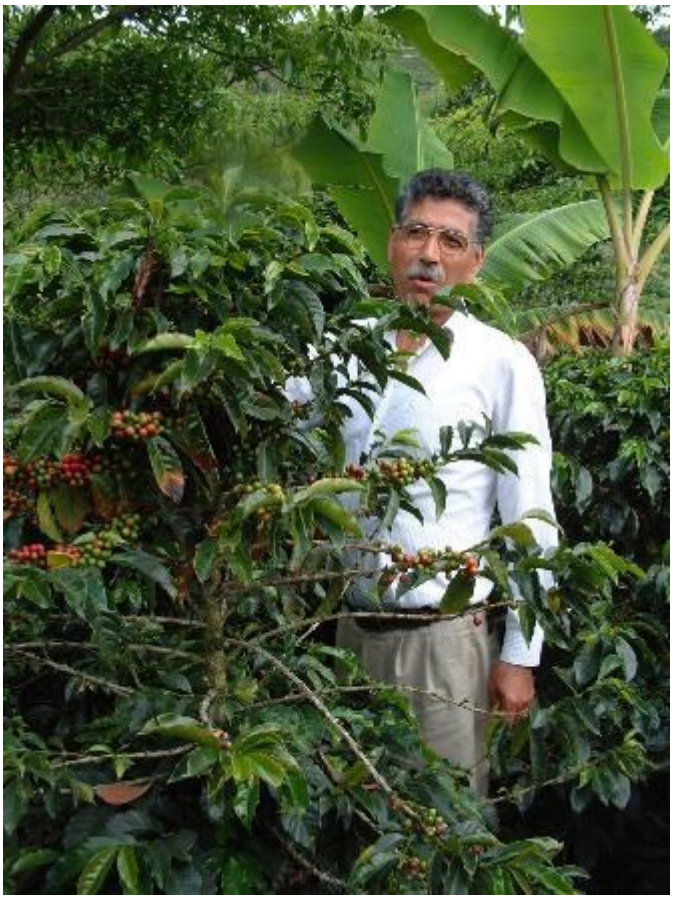
EIN LANGER, ABER GANGBARER WEG ZU GREEN ECONOMY

Ein GTZ-Projektleiter tritt an als „Berater“. Das klingt immer, wie gute, warme Worte, garniert mit finanzieller oder materieller Unterstützung. Das kann sogar ausreichen unter gutbürgerlichen Verhältnissen und wenn insgesamt freundliche bis freundschaftliche Verhältnisse vorherrschen. In vielen Regionen Kolumbiens herrschten weder gutbürgerliche noch freundliche Verhältnisse vor. Deswegen mußten wir mit unserer Beratung als SomosSINA und auch ich selber viel Bereitschaft zur Änderung der Verhältnisse mitbringen. Die war bei meinem Team gegeben, sie war bei mir selber vorhanden und – noch viel wichtiger – wir trafen auch auf einige Partner, die das passende Gegenstück darstellten. Das zeigte sich vor allem in 2 Projektstandorten, Nariño und Pereira und drehte sich um ökologischen Landbau einerseits und Nutzung der heimischen Rohstoffs Guadua (Riesenbambus) andererseits und beides richtete sich gegen die Drogen-Herstellung von Cocain und Opium.

Öko-Landbau gegen Drogen : unser Modellprojekt Chimayoy

(Brief-Auszug:)
Ich bin mal wieder in der Provinz, im Süden Kolumbiens, in der Region Nariño, an der Grenze nach Ecuador. Es ist Provinz, aber auch hier streicht die große Weltpolitik nicht spurlos vorbei. Denn in diesen verrückten Zeiten mit einem verrückten US-Präsidenten, der sich als Erlöser aller geknechteten Menschen im Irak versteht, dabei seine Soldaten streng ermahnt, die Ölquellen nicht zu beschädigen, dabei das fragile System der Vereinten Nationen endgültig zur Marginalie degradiert und ganz nebenbei auch noch die latenten Spannungen zwischen den Europäern kräftig anheizt, so dass auch der wichtigste politische Partner - Europa - deutlich geschwächt zurück bleibt – in diesen Zeiten also arbeite ich in dem einzigen Land Lateinamerikas, das sich ausdrücklich zur Unterstützung der Regierung Bush im Irakkrieg bekennt. Der hiesige Präsident gibt sich zwar nicht ganz so engstirnig wie Bush, zeigt aber doch immer wieder genügend Seelenverwandtschaft und kann sich von seiner Solidarität mit Bush auch direkten Ge-winn versprechen. Das zeigte sich prompt zwei Tage nach der Solidaritäts-Adresse von Uribe für Bush: die erste Tranche eines neuen Weltbankkredits wurde an Kolumbien ausgezahlt. Andere nennen das: Zufall.
Ob diese Haltung der kolumbianischen Regierung direkte Attacken von Al Quaida in der Hauptstadt oder in den Provinzen zur Folge haben wird, kann hier natürlich keiner sagen. Es kann aber auch nicht ausgeschlossen werden. Vielleicht heizt CNN ja ein paar spektakuläre Aktionen hier in Kolumbien an nachdem sie jetzt aus dem Irak ausgewiesen wurden, damit weiterhin von irgendwo Völkermord live übertragen werden kann.....

Als Akt der Solidarität mit den hiesigen Menschen kann man nicht, wie in Deutschland oder anderen zivilisierten Ländern auf die Strasse gehen, einfach, weil zu viele kritische Köpfe in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten beseitigt worden sind – von wem auch immer. Die Solidarität mit den Menschen hier kann aber andere Formen annehmen. In meiner Arbeit im Lande hatte ich vor 1 ½ Jahren auf den damals neuen Direktor der Umweltbehörde im Departamento Nariño gesetzt. Die Empfehlung dazu war von einem alten Hasen der deutschen Entwicklungsarbeit in Kolumbien gekommen, von dem Geologen Dr. Ibrahim Abu-Abed, den wir alle nur Abu nennen. Ich hatte Abu in mein Projekt übernommen, weil sein Vertrag auslief und er Kolumbien sonst hätte verlassen müssen, ich selber aber von seinen Erfahrungen mit den hiesigen Behörden und seinem Urteilsvermögen überzeugt war. Denn Abu ist dieser Typ ausländischer Experte, der sich mit beiden Beinen auf den Boden seines Gastlandes stellt und damit dort geerdet ist. Die wenigsten von uns können das so sagen.



Also, eine echte win-win-Situation, die dann ziemlich schnell durch eine gute Freundschaft zwischen Abu, seiner deutschen Frau Sigi und mir gekrönt wurde und über Kolumbien hinaus bis in ihr eigent-liches Domizil in Dülken an der holländischen Grenze reicht, wo wir auch heute noch über die Ent-wicklungen in Kolumbien, in Deutschland diskutieren oder auch über Palästina - denn Abu ist in Gaza geboren.

Abus Empfehlung hatte also Francisco Santander geheißen, Direktor der Umweltbehörde CORPONARIÑO mit Hauptsitz in der Stadt Pasto. Francisco oder kurz Pancho wurde schnell einer meiner Lieblingspartner, immer voller eigener Ideen und immer offen für neue Idee, die an ihn herangetragen wurden. Seine Behörde war Eigentümer eines großen Areals, 20 Minuten Autofahrt außerhalb der Stadt Pasto gelegen. Ein Gelände, das einmal zu einer Finca „Chimayoy" gehört hatte, seit Jahren nur als Müllkippe diente und das er nutzbar machen wollte für Demonstrationsfelder und wo er auch gleich ein Fortbildungszentrum für die Bauern der umliegenden Dörfer errichten wollte. Wir haben Francisco / Pancho, den innovativen Direktor von Anfang an und massiv bei seinen Plänen unterstützt.

Planungssitzung ER mit Pancho im Büro von Corponariño, Pasto

Allerdings war diese Zusammenarbeit kein Selbstläufer und fand unter kolumbianischen Verhältnissen statt. D.h., der Großteil der Beamten und Angestellten von Corponariño hatte sich vor Panchos Amtsübernahme ein paar Stunden am Tag den Hintern auf einem gut gepolsterten Stuhl warm gehalten, gegen gutes Trinkgeld Konzessionen zur Nutzung von Trinkwasserquellen und zum Einschlag von Waldflächen erteilt und sich eher nicht so sehr mit Bauern und ähnlichem Volk zusammen sehen lassen. Daneben gab es einige wenige jüngere – „hungrige" – Mitarbeiter mit guter technischer Ausbildung. Auf die setzte Pancho bei seinen Plänen.
Um die gefährlichen Spannungen zwischen diesen zwei Hauptgruppen in seiner Behörden-Mitarbeiterschaft aufzulösen, reinigte er drastisch seinen Augias-Stall – mit allen Risiken, die das in einer hochkorrupten Verwaltung bedeutet. Alle unlauteren Beraterverträge mit Hinz und Kunz wurden aufgehoben, die Aufgaben im Hause sinnvoll auf die Umweltfragen der Region zugeschnitten und

für das 100 ha Behörden-Terrain sollte ein Multifunktionsprojekt entwickelt werden. Und genau in diesem Moment waren wir uns durch Abus Vermittlung begegnet. Aus GTZ-Sicht versprach ich mir durch die Zusammenarbeit mit diesem Partner ein interessantes Experimentierfeld, auch mit der Hoffnung, aus unseren einzelnen GTZ-Umwelt-Projekten immer mehr ein zusammenhängendes Programm zu formen. Ich mußte den Direktor Pancho nicht lange überreden, die Erfahrungen aus meinen anderen Projekten hier in Pasto einfließen zu lassen. Es bedeutete keine Mühe, Pancho von dem Einsatz von Guadua für die geplanten Bauten des Ausbildungszentrums zu überzeugen; es kostete keine Mühe, die Erfahrungen aus dem Projekt „Nachhaltige Waldbewirtschaftung" aus Cúcuta einzubringen; es kostete keine Mühe, die Erfahrungen mit der Universität von Pereira zur wissenschaftlichen Begleitung der geplanten Maßnahmen einzubringen und solange Juan Mayr der Umweltminister war, standen auch seine zuständigen Abteilungsleiter hinter der Zusammenarbeit von GTZ und CORPONARIÑO.

*Da ich an anderer Stelle (Amazonien, Indigene) beste Beziehungen zur holländischen Botschaft pflegte, hatten wir sogar die Holländer mit im Boot. Ein GTZ-Kollege aus Peru hatte mir von einer jungen deutschen Architektin erzählt, die verliebt war in den Baustoff Guadua. Ich lud sie nach Kolumbien bzw. nach Pasto ein. Sie kam, war begeistert und wir übernahmen Yvonne Beier für das neue Projekt. Denn inzwischen hatten Pancho, ich und eine kleine Gruppe unserer Mitarbeiter uns schon einige Male in Bogotá und in Pasto zusammengesetzt und eine weitreichende Planung für einen integrierten Entwicklungsprozeß auf den Tisch gelegt, der Chancen hatte, die Bauern erfolgreich vom Coca-Anbau wegzubringen. Danach lautete das übergreifende Thema des neuen Projekts: „Eine andere Welt ist möglich" – wir übernahmen dasselbe Motto, das seit 2001 über dem Weltsozialforum im brasilianischen Porto Alegre schwebte (dazu hatte ich euch aus Brasilien geschrieben; dazu unten der Abschnitt „*Eine andere Welt ist möglich – mit NROs in Porto Alegre*"). Dieses Motto „eine andere Welt ist möglich" wollten wir beide und auch unsere Mitarbeiter jetzt einfach mal glauben. Wir gingen unsere Zusammenarbeit sehr pragmatisch an: Die Innovationen bestanden in Demonstrationsäckern mit neuer effizienter, aber umweltfreundlicher Technologie für den Kartoffelanbau; Ausbildung für die Nutzung der Guadua und die Anlage von Baumschulen für die in Nariño bislang nicht eingeführten Guadua-Pflanzungen; systematische Fischzucht und die dazu erforderliche Wasserbewirtschaftung und sogar umweltverträglicher Goldbergbau, der bisher durch seinen Quecksilbergebrauch extrem schädlich für die Bergleute und für die natürliche Umgebung der Minen ist (das war das eigentliche Projekt von Abu, unserem palästinensischen Geologen). Auf dem 100 ha Gelände von Chimayoy wurden nicht nur Demonstrationsfelder für die umliegenden Bauerngemeinden und mit deren Hilfe angelegt, sondern auch ökologische Lehrpfade, die am Wochenende von den Familien mit großen und kleinen Kindern aus Pasto zu Spaziergängen und zum Austoben und zum anschließenden Kaffeetrinken in der ebenfalls eingerichteten Cafeteria von Chimayoy genutzt wurden und dadurch das Gesamtprojekt der ländlichen und der städtischen Bevölkerung der Stadt sehr, sehr nahe brachten.*

Pancho hatte mich selbst bald so weit gebracht, dass ich mein Ausländer-Image einsetzte und sowohl im neuen Bildungszentrum motivierende Vorträge hielt als auch im lokalen Radiosender von Pasto Interviews über die geplanten und die schon laufenden Maßnahmen und zur Philo-sophie des gesamten Projekts gab.

Auch wenn es immer zeitaufwändig war, nach Pasto zu reisen und ich schließlich noch andere große Projekte im Land zu betreuen hatte, habe ich auch diese PR-Arbeit in Pasto ausgesprochen gerne geleistet. Denn wir hatten hier die große Chance, der Guerrilla- und der Drogenherrschaft rund um Pasto eine auch ökonomisch tragfähige Alternative zu bieten.

Sogar die Kinder interessierten sich inzwischen für unsere neuen Instrumente der schonenden Bodenbearbeitung, bei der der Boden nicht mehr gepflügt wird. Vielmehr halten bestimmte Pflanzen den Boden bedeckt, schützen so vor Erosion und Austrocknung und für das Kartoffelpflanzen wird nur noch jeweils ein Loch in die weiche Erde gestoßen, mit dem Pflanzstock Matraca. So sehr sich

Pancho über das Zusammenführen der verschiedenen Elemente von ökologi-scher Landwirtschaft für die Region von CORPONARIÑO freute, so sehr freute ich mich gleichzeitig für die gelungene Ver-netzung meiner GTZ-Projekte. Denn die Erfahrungen für den Bau des Fortbil-dungszentrums in Chimayoy mit Gua-dua lieferte das Projekt in Pereira mit Michael Tistl. Die Erfahrung mit der ökologischen Bodenbearbeitung lieferte das GTZ-Agrarprojekt des Kollegen Frömberg. Und ziemlich schnell konnte ich sogar die Umweltbehörde in Sta Marta für einige Grundgedanken aus Chimayoy erwärmen.

ER-Interview beim Sender Nariño zu unserem Projekt

selbst die Kinder lassen sich vom neuen Kartoffelplanzstock Matraca begeistern

Für alle Bauern der Welt bleibt das überzeugende Argument eines Projekts die gute Ernte

Das Projekt musste einfach gangbare ökonomische Alternativen anbieten. Und das tut es jetzt schon nach dem ersten Jahr. So zufrieden, wie die Bauern mit dem ökonomischen Teil des Projekts sind, so zufrieden sind wir auch mit den Zusatzelementen, den Seminaren zur Fortbildung, den öko-logischen Lehrpfaden und der Cafe-tería. Alles findet auch immer mehr Zuspruch bei der Stadtbevölkerung von Pasto und hat diesen sehr eigenen Ort – eine frühere halblegale Mülldeponie!

– ausgesprochen attraktiv werden lassen.

a l l e warten ungeduldig auf die Öffnung der Cafetería von Chimayoy

Für uns Entwicklungsmanager ist in diesem von Krieg und anderer Gewalt gezeichneten Land genauso wichtig, dass die Bauern die vergessenen Formen der Zusammenarbeit zwischen einzelnen Familien und ganzen Dörfern wieder aufnehmen; dass sie ihre Konflikte um Wasser und Bodennutzung und Holzeinschlag etc friedlich und im Konsens lösen, weil sie im Rahmen des Projekts über alle diese Fragen miteinander kommunizieren (müssen). Damit lehnt sich die Projektphilosophie an die altindianische Gemeinschaftsarbeit, die ***Minga****, an.*

Minga: alle arbeiten mit in Chimayoy – Männer, Frauen, Kinder

Wir wollten nicht - wie meist die Regierungsbeamten - nur den Zeigefinger heben und den Bauern vorhalten, wie schlimm die Drogenproduktion doch ist, die sie auf Druck der Drogenmafia wie der Guerrilla betreiben. Dabei ist genau das häufig die einzige Betätigung, bei der sie Geld verdienen für ihren Lebensunterhalt. Unser gesamtes Vorhaben kann nicht gerade als ambitionslos bezeichnet werden. Im Gegenteil: in meinen Augen versuchten wir eine ähnliche Neuorientierung der sozialen und ökonomischen Kultur, wie sie Bürgermeister Mockus für die politische Kultur der Hauptstadt eingeleitet hatte. Das brachte dem Direktor von CORPONARIÑO innerhalb seiner Behörde weitere Sympathien ein, aber auch weiteren Widerstand – dessen stärkste Auswikungen wir auch bald zu spüren bekamen

Während die Bauern sähen, ernten, feiern war Pancho und mir klar, daß wir mit irgendeiner Aktion der Guerrilla rechnen mußten. Ihnen würde diese Abkehr von der Coca-Produktion ebenso wenig schmecken, wie der eigentlichen Drogen-Mafia. Beide existierten in Symbiose miteinander. Wir fuhren tatsächlich ein paar Mal auf die 3000m Höhenlinie, von wo ein guter Überblick über die Bergwelt von Narino möglich ist, um nach irgendwelchen Bewegungen militärischer Gruppen Ausschau zu halten.

Panchos prüfender Blick über die Berge von Nariño und die Frage, wie lange bleibt es so friedlich?

Dabei galt es, einen Ort besonders im Auge zu behalten: La Cocha.
So klein und nett der Ort wirkte, er war eine Hochburg der FARC. Wenn wir über die Berge hinunter zum großen See La Cocha gefahren waren, wurde Leonardo, Panchos Fahrer, ab 14.30 Uhr nervös und drängte auf die Rückfahrt, die wir dann auch gegen 15.00 Uhr spätestens antraten. Bei Tageslicht und bei guter Fernsicht. Denn auch die Guerrilla hat offenbar ihren bestimmten Arbeitsrhythmus.

La Cocha, im friedlichen Mittagsschlaf

aber dennoch .....

Bambus gegen Drogen: unser zweites Modellprojekt Chachagüi

Mit der gleichen entwicklungspolitischen Philosophie wie in Chimayoy nahmen wir als nächstes das Guadua-Zentrum „Chachagüi“ in Angriff, um auch in Nariño den schnell wachsenden Bambus als attraktives lokales Baumaterial zur Verfügung zu haben. Die lokale Bevölkerung sollte nicht unnötig von irgendeiner Zementindustrie oder anderen teuren Lieferanten abhängig sein. Und der Energiebedarf (verglichen mit der Zementherstellung) konnte mit diesem nachwachsenden Baumaterial drastisch gesenkt werden.
Als die Techniker aus unserem Uni-Projekt in Pereira unter Leitung des freien Unternehmers und Ingenieurs Jörg Stamm das Bildungszentrum in Chachagüi und einige Nebenbauten in Guadua zu errichten begannen und wir gleichzeitig auch die Baumschule für Guadua anlegten, waren immer mehr größere Bauern, Architekten und ganz allgemein besser gestellte Bürger der Region als interessiertes Publikum erschienen. Diese Gruppe von Neugierigen hatte sich für die technischen und die finanziellen Bedingungen von Häusern und anderen Gebäuden aus Guadua interessiert

und konnte sich schon bald in einer Reihe von Seminaren und workshops im neuen Ausbildungszentrum gründlich informieren.

Guadua-Ausbildungszentrum Chachagüi

Dennoch, oder wohl gerade deswegen, tat sich im neu besetzten Umweltministerium unter Präsident Uribe Unmut gegen dieses basisnahe Projekt auf. Das ging so weit, dass ich mich mit der deutschen GTZ-Repräsentantin in Bogotá - meiner Vorgesetzten - heftig stritt und eigentlich hätte kündigen müssen, weil sie - meiner Meinung nach - nicht erkannte, dass sie die Vorbehalte der Uribe-Regierung leichtfertig übernahm und sich vor den politischen Karren der Uribe-Administration spannen ließ und dabei ein sehr erfolgreiches deutsches Kooperationsprojekt zu opfern bereit war. Deutlich wurde das in Zusammenhang mit einem der Leuchttürme unserer Zusammenarbeit mit CORPONARIÑO: die erste Guadua-Brücke über die berühmte Panamericana, die "Traumsstrasse der Welt", die von Alaska nach Patagonien führt und dabei auch durch Pasto.

Guadua-Brücke "Chimayoy" bei Pasto

Die Brücke über diese kontinentale Straße ist von außen gesehen nicht spektakulär, aber sie soll den Besuchern von „Chimayoy“ hilfreich beim Überqueren der Straße sein und vor allem ist sie das neue Wahrzeichen für Pasto als Guadua-Stadt. Etwas fürs Herz und Identitäts-stiftend. Alle waren stolz auf die neue Brücke und die Menschen aus dem Umland strömten am Tag der offiziellen Einweihung zusammen, um auf dieses neue Wahrzeichen Pastos den Fuß zu setzen. Natürlich hält bei einer solchen Einweihung der Direktor der Umweltbehörde (Pancho), der Bürgermeister, der Sprecher der Bauern und auch der deutsche Projektleiter (ich) eine schwungvolle Rede, um die Emotionen auch in die nächsten Projektphasen zu tragen und um dann anschließend auch mit allen Funktionären und Bauern und Journalisten etc wunderschön zu feiern. Wenige Minuten bevor ich meine Rede hätte halten sollen, die einfach sein musste, erhielt ich den Anruf der GTZ-Repräsentantin aus Bogotá.
Als meine Vorgesetze in Kolumbien untersagte sie mir meine offizielle Rolle (Rede etc) bei dieser Brückeneinweihung. Sie wollte keine weitere Begründung mitteilen, sondern forderte mich auf, möglichst schnell wieder nach Bogotá zurückzureisen.
Ich ließ mich für die Rede tatsächlich von meinem deutschen Mitarbeiter Michael Tistl vertreten. Niemand verstand das, denn jeder wusste, dass ich der Projektleiter war. Auch anschließend war es extrem schwierig, auf alle Nachfragen eine irgendwie plausible Erklärung zu geben, ohne damit die GTZ an sich zu blamieren. Gegenüber der GTZ formulierte ich noch in Pasto einen deutlichen Beschwerdebrief, der in den Zeilen und zwischen ihnen den außerordentlichen Mangel an Empathie dieser Vorgesetzten aufzeigen sollte. Für mich stand fest: Ihre Kompetenz hätte sie wahrscheinlich problemlos am Schreibtisch in der GTZ-Zentrale in Eschborn nachweisen können, aber eindeutig nicht in einem extrem komplexen Kolumbien, in dem sie selber nur auf wenigen geschützten Wegen und selten genug Bogotá verließ und daher auch kein Gefühl dafür entwickeln konnte, weshalb und in welcher Form sich politischer Widerstand in der Uribe-Regierung gegen unseren regionalen Projektansatz aufbaute. Aus meiner Sicht hatten wir (mein GTZ-Team und die regionalen Partner) in außerordentlich kurzer Zeit sehr, sehr viel Vorzeigbares erreicht.

Pasto/Bogotá, 30.3.2003
Frau S.M.,
am 27.3.03 haben Sie telefonisch erklärt, Ihre Entscheidungen als meine Vorgesetzte in Kolumbien seien mit der Zentrale abgestimmt. Ich kann daher davon ausgehen, dass diese Abstimmung bedeutet:

- *Die bewusste Unterbrechung eines regionalen Entwicklungsprozesses in Nariño, den ich vor etwa 1 1/2 Jahren gemeinsam mit dem damaligen Umweltminister und dem damals neugewählten Direktor der Umweltbehörde CORPONARIÑO vereinbart hatte, um den Prozess eines regionalen SINA mit spezifischen umweltpolitischen Schwerpunkten anzuschieben*
- *Die bewusste Unterbrechung eines regionalen Entwicklungsprozesses, in dem wir vier unserer „grünen" Projekte in einen gemeinsamen Prozess so einbinden konnten, dass tatsächliche Synergieeffekte zwischen den GTZ-Projekten entstanden sind (Somos SINA, Forst, UTP, PROCAS), wodurch wir sehr konkret in einem der ärmsten Departamentos des Landes einen Beitrag zur Armutsminderungen leisten und zur sozialen Stabilisierung der Landbevölkerung, die immer stärker auch unter dem Drogenhandel und der Kriegssituation leidet*
- *Die bewusste Unterbrechung eines Prozesses, in dem wir es mit den 4 GTZ-Projekten plus der CIM-Einbindung in nur 1 1/2 Jahren geschafft haben, eine tragfähige Basis zwischen der Umweltbehörde, der Stadtverwaltung von Pasto und umliegenden Gemeinden und der erklärten Zielgruppe der deutschen EZ — der regionalen Bauernbevölkerung — aufzubauen, die sowohl das soziale Netz der Bauern durch die Förderung solcher traditioneller Solidarprozesse wie minga stärkt, ihnen aber auch schon jetzt direkte Einkommensverbesserung ermöglicht hat*
- *Die bewusste Unterbrechung eines Prozesses, der u.a. in dem Seminar am 27..3. öffentlich gemacht wurde: die horizontale Kooperation zwischen CORPONARIÑO und anderen regiona-len Umweltbehörden im Land, die nicht nur durch eine hohe Teilnehmerzahl aus anderen Regionen sichtbar*

wurde, sondern auch in Form von Beratungsabkommen zum Thema Guadua zwischen diesen Corporaciones, um die mit der GTZ ermöglichten Entwicklungsimpulse in andere Regionen weiterzutragen. Vor allem Corpoamazonia hat aus Anlass dieses Seminars einen Beratungsvertrag mit Corponariño geschlossen, für den sie mit eigenen Mitteln zahlt.

- *Die bewusste Unterbrechung eines Prozesses, der zur erfolgreichen Einführung und Anwendung der labranza minima geführt hat; zur Einführung des Riesenbambus Guadua als neuem zukunftsweisenden Wirtschaftsfaktor für die Region, die —wie gesagt- zunehmend staerker unter den Auswirkungen von Drogenanbau, -Handel und den entsprechenden militaerischen Konflikten leidet; zur Ausbildung von Architekten wie von Bauern der Region im Umgang mit Guadua; zum symbolträchtigen Bau der ersten Guadua-Brücke in Kolumbien über die Panamericana unter Beteiligung der lokalen Bevölkerung; zum Bau eines Konferenzzentrums aus Guadua; woraufhin inzwischen von der Provinzhauptstadt Pasto Anschlussaufträge fuer städtische Bauwerke in Guadua beschlossen wurden*
- *Die bewusste Unterbrechung einer zukunftsfähigen Zusammenarbeit zwischen GTZ und holländischer EZ in Nariño, die in der kürzlichen Evaluierung der holländischen Regierung ausdrücklich als wichtige Stütze für die Fortführung der holländischen EZ genannt wird*
- *Die bewusste Unterbrechung der sich anbahnenden internationalen Zusammenarbeit zwischen Nariño, Amazonien, der Kaffeezone und Ecuador beim Thema Guadua, die ebenfalls in dem Seminar vom 27.3. durch die Teilnahme des bekanntesten ecuadorianischen Guadua-Architekten und des deutschen Konsuls aus Medellin zum Ausdruck kam (letzterer unterstützt schon nachdrücklich die Guaduaberatung der GTZ in Form des UTP- und des Forstprojekts in der Kaffeezone)*
- *Die bewusste Unterbrechung meiner gegenwärtigen Arbeit an der systematischen Aufarbeitung dieses komplexen Gesamtprozesses, um ihn unter dem Stichwort „Wissensmanagement" auch für die weitere GTZ-Arbeit zur Verfügung zu haben. Wobei der wesentliche Nutzniesser der Programmansatz der GTZ für eine integrierte nachhaltige Entwicklung ist (das sog. Grüne Programm). …*

Das war ein Frontalangriff auf diese Vorgesetzte, die (in meinen Augen) für die entwicklungspolitische Zusammenarbeit mit Kolumbien allmählich zur erheblichen Belastung wurde. Bei meinem nächsten Aufenthalt in Eschborn wurde ich natürlich zu einem längeren Gespräch mit der zuständigen Abteilungsleiterin gebeten. Ich hatte den Eindruck, man hatte meine Argumente sehr wohl verstanden, wußte aber nicht, wie man mit der langjährigen Festangestellten Frau S.M. umgehen sollte. Für mich war diese Frau tatsächlich nicht wichtig genug, um mich weiter an diesem Konflikt zu reiben. Ich freute mich, daß wir so erfolgreich mit und für die Bauern ein nachhaltiges Projekt in sehr kurzer Zeit auf die Beine gestellt hatten und daß die Bevölkerung sich z.B. mit „ihrer" Guadua-Brücke über die Panamericana und mit ihrem Erholungsgelände in Chimayoy identifizierten. Und daß nicht nur Architekten aus Pasto, sondern auch Bauern aus der Region zu den Guadua-Seminaren ins Zentrum Chachagüi kamen. Sie waren unsere eigentlichen Zielgruppen und zeigten jetzt, daß unser Motto „eine andere Welt ist möglich" bis hierher gehalten hatte.....

Wir sind uns einig : Guadua ist viel mehr als nur dicker Bambus

(Brief-Auszug:)
Ich habe schon des Öfteren erkennen lassen, daß ich den Riesenbambus Guadua für einen phantastischen Baustoff in einem Land wie Kolumbien halte, wo die natürlichen Bedingungen dazu passen. Als wir kürzlich die Guadua-Brücke in Pasto eingeweiht hatten, war u.a. auch der deutsche Konsul aus Pereira angereist. Er kennt natürlich unser Projekt mit der Uni Pereira und hatte sich in Pasto so enthusiastisch über diese Zusammenarbeit geäußert, daß es mir eigentlich ein bißchen peinlich war... Aber ja, ein interessanter Verbündeter in der Sache. Im Laufe unserer Brücken-Feier hatten wir dann einen workshop über nachhaltige Bewirtschaftung von Wäldern in Kolumbien vereinbart, den er mit seinen Kontakten in Pereira unterstützen wollte. Das führte dann dazu, daß dieser workshop nicht in der Uni von Pereira oder der regionalen Umweltbehörde oder ähnlich

stattfand, sondern in der ehemaligen Kaffee-Hacienda Malabar, geführt von ener-gischen und zugleich überaus liebens-würdigen Damen mittleren Alters mit einem feinen Händchen für Ästhetik, für Farben und Formen.

Hacienda Malabar,
alte Ästhetik eines modernen
Konferenz-Zentrums

Der workshop sollte dem Umweltministerium, den regionalen Umweltbehörden und Umweltinstitu-tionen, aber auch den regionalen Produzenten im Agrarbereich und mir als GTZ mehr Klarheit darüber verschaffen, ob sich hier im Kaffeegürtel systema-tisch ein neues wirtschaftliches Standbein ent-wickeln lässt, das von der Bambusart Guadua aus-geht. Dabei versicherten sich die ganz unterschied-lichen Teilnehmer aus Wirtschaft, Wissenschaft, Tourismus alle gegenseitig den umfassenden Nachhaltigkeitscharakter von Guadua und daß er in der gesamten Kaffeezone wachsen kann. Einsetzbar für jegliche Art von Holzkonstruktion, Wasserleitungen, Schreinerei; und gleichzeitig wichtig für die Wassergewinnung im Quellgebiet der Flüsse.
Selber hatte ich besonders interessiert zugehört als die Stichworte fielen: lokal verarbeitbar zu Bauholz für Häuser, Brücken, Kirchen etc; geeignet für Betten wie auch im Kunsthandwerk. Genau da warf jemand die enttäuschte Bemerkung in den Raum, dass ausgerechnet in dem politisch grünen Deutschland der jedermann beeindruckenden Guadua-Pavillon bei der Weltausstellung in Hannover im Jahr 2000 (Architekt: Vélez) tatsächlich wieder abgerissen wurde. Damit ist – ganz nebenbei - natürlich auch für uns deutsche „Entwicklungshelfer“ ein Stück unserer Glaubwürdigkeit als Berater abhanden gekommen … Ich weiß leider nicht, wer den Pavillon in Hannover einreißen ließ. Ich denke nur, daß es - auch ohne die rot-grüne- Regierung – ein kolossaler Fehler war. Denn Guadua hat u.a. auch ganz großen Anteil am Wiederaufbau der zerstörten Erdbebenzone hier in Quindío (Kaffeezone) als ein Erdbeben 1999 ganze Dörfer zerstört hatte.
Orientierungspunkt aller unserer Überlegungen war jetzt der Guadua-Pavillon von Star-Architekt Simón Vélez in Manizales:

Guadua-Pavillon des Architekten Simón Vélez in Manizales

Auf uns als GTZ bezogen hatte Michael Tistl mir noch eine kurze Notiz geschrieben, die alle wesentlichen Aspekte des Guadua-Projekts benennt und mir zeigte, dass wir bei diesem Projekt beide am selben Strang in dieselbe Richtung zogen.

Jefe,
Quebrada Negra wurde beim Erdbeben 1999 zu 95% zerstoert .....
Bundesrepublik entschied im Rahmen ihres Erdbebennothilfeprojektes, den Wiederaufbau zu unterstuetzen. .....
Die Umweltfakultaet Pereira unterstuetzte seit dieser Zeit die Bevoelkerung durch Fortbildungsmassnahmen etc .....
Wegen der Kaffeekrise und Praesenz von FARC in den direkt anliegenden Bergen blieb dem Grossteil der Bevoelkerung als einzige Einnahmequelle die Arbeit im Tagelohn .....

PLAN: Vor allem die juengere Bevoelkerung soll durch ein (bereits ausformuliertes) Projekt zur nachhaltigen Nutzung von Guadua eine wirtschaftliche Existenzgrundlage erhalten. Die Besitzer umliegender Fincas stellen dafuer bisher nicht genutzte Guaduawaelder zur Verfuegung. Durch Immunisierung der Guadua in Q.N. und Weiterverarbeitung zu Leisten verbleibt der entstandene Mehrwert in Form von Arbeitsplaetzen in Q.N. (zunaechst ca. 20-30 Familien). Ein Administrador del Medio Ambiente arbeitet seit ueber einem Jahr mit der Bevoelkerung und hat diese zur Teilnahme an diesem Projekt motiviert. Er soll den Prozess im ersten Jahr vor Ort begleiten.
Zur Unterstuetzung der Massnahme sind Anschaffungen, kleinere Investitionen sowie die personelle Begleitung in einem Gesamtumfang von ca. 30 TDM notwendig.
M.T.

Wir würden den Plan von Michael umsetzen können. 30.000 hätte ich dafür im Budget.
Um die Dinge auch in der Praxis etwas besser zu verstehen, gewissermaßen um mit einem haptischen Projekt zu operieren, haben wir am nächsten Tag in kleinem Kreis eine Landpartie organi-

siert. Sie sollte helfen, etwas mehr über die Realität und die Ausbaumöglichkeiten der Guadua-Produktion zu erfahren. Die Fahrt im einzigen VW-Bus der Region führte durch das Erdbebengebiet von 1999, in dem die GTZ damals in Windeseile die Dörfer mit Hilfe von Guadua wieder aufzubauen half. Ein paar Stunden später holpert der VW-Bus über die Feldwege einer Hacienda mit – wie ich dann erfuhr - 800 ha Land drum herum, davon alleine 80 ha Guadua. Ein außerordentlich sympa-thischer, sonnenverbrannter Mann von Anfang 50 begrüßt uns, lädt uns ein in sein großes, trotz-dem schlichtes Anwesen. Der ortsübliche starke süße Kaffee dampft schon und wir sind sofort mitten im Thema Guadua. Kaum ist die Kaffeetasse leer haben die Arbeiter der Hazienda ein paar Pferde gesattelt und wir sind unterwegs zu den nächstgelegenen Waldstücken. Es geht mit Eduar-do Londoño, dem Besitzer, quer über Weideflächen und durch Bäche, Hügel rauf, Hügel runter. Die Wälder rücken näher. Wir erkennen die ersten Waldarbeiter. Sie schwingen ihre Macheten und fällen mit gezielten Hieben von zwei Seiten die 30 Meter hohen Bambusrohre. Ihre Hiebe sind schnell und gezielt. Schlecht getroffen kann solch ein Stamm zur tödlichen Feder für den Arbeiter werden. Mit gewaltiger Elastizität schnell ein solcher Bambus zurück und der aufgeschlitzte Stamm reißt dem Arbeiter das Bein auf oder den Kopf ab. Aber die hier sind erfahrene guadueros. Keiner war bislang ernsthaft verletzt. Der älteste von ihnen hat 58 Jahre auf dem Buckel und ist munter wie ein Schuljunge. Wir sehen jetzt, daß die einzelnen Kammern dieser Bambusstämme mit kristallklarem Wasser gefüllt sind. Es lässt sich hervorragend trinken. Guadua müsste jetzt nur noch in der Wüste wachsen, dann wäre es die ideale Pflanze überhaupt.

unterwegs zum Guadua-Wald

Wir lernen bei diesem Ausritt nicht nur sehr viel über einen ganz besonderen Bambus, sondern auch über einen Großgrundbesitzer mit viel entwicklungspolitischem Interesse.

Auf dem Rückweg sind sogar die Pferde schon etwas müde. Aber sie würden auch im Halbschlaf den Weg zur Hacienda zurück finden.

intensive Diskussion mit Eduardo, dem Hacendero und Yvonne, unserer Architektin im Guadua-Projekt

Wir reden noch lange in die Nacht hinein, ob sich die Bereitschaft zur nachhaltigen Bewirtschaftung ihrer Guadua-Wälder auch bei anderen Hacenderos fördern lässt, reden über die Organisierung von

Kleinbauern und über arbeitsteilige Bewirtschaftung und Produktentwicklungen, um Guadua zu einen noch attraktiveren Rohstoff für Produkte, wie Betten, Möbel, Parkett *und vieles mehr* zu machen.

moderne Guadua-Sitzmöbel und Guadua-Parkett

Das alles könnte in dieser Region zu weniger Abhängigkeit vom Kaffeepreis auf dem Weltmarkt beitragen (der ja durch solche neuen Kaffeeanbieter wie Vietnam (!) ziemlich in den Keller ge-rutscht ist), den Menschen neue Einkommensquellen erschließen und etwas von der Stabilität zurückgewinnen, die die Kaffeezone so lange ausgezeichnet hatte. Sehr spät in dieser Nacht raffen wir uns dann doch noch auf zurück in unser Hazienda-Hotel der Luxusklasse, das Hotel für Ästheten. Es sieht so aus, als könnten wir Michaels Plan schon in Kürze umsetzen. Aber es bleibt noch eine Frage....

Die Frage bleibt : Kommt der Frieden - nur weil der Kaffee geht ?

In der heiligen Woche, in der Osterwoche, brennt es in unendlich vielen Kirchen dieses katholischen Landes rund um den Christus am Kreuz. Zum Glück bringt das nur das Innere von hunderten von Kirchen in Kolumbien zum Leuchten. Das Land selber brannte in dieser Woche nicht. Wahrscheinlich brannte aber Zehntausenden von Flaggelanten fürchterlich die Haut, weil sie sich am Karfreitag stundenlang selber geißelten und diesem Land damit einen Aspekt von religiösem Mittelalter gaben, der besser in einen Goldwyn-Myer Filmschinken passt als in ein Land 20 Jahrhunderte nach Christus. Kolumbien, einst Zentrum der Theologie der Befreiung und heute in der Spitzengruppe des lateinamerikanischen Neoliberalismus. Ich war in der Semana Santa, der Woche, die mit dem Ostersonntag endet, wieder einmal in der Kaffeezone unterwegs, in dem Gebiet, das Miriam ja auch ein bisschen kennt. Es ist jedes Mal neu und anders, eine wunderschöne Region mit endlosen grünen Hügeln, mit Strassen, die mal nahe an die Bergspitzen und in die Regenwolken führen und dann wieder in langen Kurven unten in den warmen Tälern zwischen Bananenplantagen verschwinden. Irgendwo dazwischen, so auf 1.400 bis 1.600 Metern liegen die endlosen Kaffeeplantagen; die älteren mit grossen Schattenbäumen, die jüngeren in Reih und Glied direkt unter der Sonne.
Und am Nordrand der Region, eine Handvoll Kilometer von Armenia nach Westen – gar nicht weit von der Finca, wo wir damals mit Miriam zu Pferd unterwegs waren - ist vor einigen Jahren (1995) der „Parque del Café“ angelegt worden, eine tolle Freiluftlandschaft mit allem, was in der Kaffeezone zu Hause ist und voller Orchideen. Da sind natürlich zuerst die Kaffeesträucher selber und ihre diversen Sorten. Dann auch die 30 Meter hohen Bambuswälder, Guadua, von denen ich die ganze Zeit schwärme, mit deutlich dickeren Stämmen als der gemeine asiatische Bambus.

traditionelle integrierte Kaffee-Plantage mit eigenem Guadua und Obstbäumen, Quindío

Im Kaffee-Park findet sich alles, was die Region an Früchten und tropischen Nutz- und Zierpflanzen anzubieten hat – bis hin zu einem der wenigen Museen zur indigenen Ursprungskultur dieser Region, von denen sogar Alexander von Humboldt schon spricht, die Quimbaya. Für die spanischen Eroberer waren sie die besten Goldschmiede, die sie auf ihren kirchlich verbrämten Raubzügen antrafen, weshalb sie auch jede Grabstätte gründlich nach goldenen Beigaben durchsuchten. Dabei waren solche Grabstellen bis zu 30 m tief!

Quimbaya-Keramik

Natürlich gehört auch ein bisschen Rummel zum Kaffee-Park: eine Eisenbahn, die durch die flachen Teile des Parks rattert, ein Sessellift für die Fussmüden und – selbstverständlich – einige schmucke Cafés und Verkaufsstände mit den vielen Nebenprodukten des Kaffees, des Zuckerrohrs und der anderen Nutzpflanzen der Region. Ich war mit dem deutschen Ingenieur Jörg Stamm, gebürtig in Olpe im Bergischen Land, von Pereira aus in den Park gefahren. Ich mußte zwar in erster Linie nach Pereira zu unserem Projektpartner Universität, aber diese Gelegenheit zu nutzen, war ebenfalls im dienstlichen Interesse. Denn Jörg ist seit einigen Jahren hier ansässig und arbeitet gelegentlich ebenfalls mit der Uni zusammen. Er ist allerdings in erster Linie Zimmermann und Architekt, spezialisiert auf den Bau von Brücken und Häusern und Hallen aus Guadua. Ihn treibt seine Mission, aus einem überall

verfügbaren und nachwachsenden Rohstoff einen attraktiven und kostengünstigen Haus- oder Brücken-Typ über die vie-len Schluchten dieser Region anzu-bieten, der im Prinzip auch von den einheimischen Bewohnern nachgebaut werden kann. Da war es für ihn leicht, mich zu dieser Spritztour zu überreden und zu einigem fachlichen Geplauder unterwegs. Natürlich muss auch Jörg von irgendetwas leben. Und seine Fahrt hinunter zum Kaffee-Park hatte mit einem neuen Auftrag zu tun, den er von einem der Großgrundbesitzer für eine solche Guadua-Brücke über einen der Flüsse innerhalb der Hacienda erhalten wollte. Jörg hatte mit ungefähr drei Stunden gerechnet, die er für die Verhandlungen be- nötigen würde. Das waren die drei Stunden, die ich hatte, um durch den Kaffeepark zu wandern. Sie reichten mir nicht. Aber von Bo-gotá komme ich immer mal wieder hierher – alleine oder mit meinem ganzen Team.
So schön die Kaffeezone, der Park, die Guaduawälder sind – die wegen des Vietnam-Kaffees drastisch gefallenen Kaffeepreise bedeuten eine schwere Krise für die ganze Region und ver-stärken ganz erheblich die sonstigen wirtschaftlichen Schwächen des Landes. Da genau setzt dann unsere gegenwärtige Arbeit an: sinnvolle Ergänzung für den Kaffeeanbau zu ermöglichen. Und zu den langfristig interessantesten Alternativen gehört eben Guadua. Daraus lassen sich nicht nur die Stämme zum Brückenbau verwenden. Guadua eignet sich für Möbel, für Parkett, für Küchengegenstände, selbst Schnaps und Papier lassen sich daraus herstellen.
Neben Guadua hat die Kaffeezone durchaus auch einige andere interessante Ressourcen aufzuweisen: heiße Quellen, die von den umgebenden Vulkanen warmgehalten werden. Einige nette Thermalbäder bestehen schon, besonders in Sta. Rosa, nicht weit von Pereira, „unserer“ Universitätsstadt. Dort fällt nicht nur das 50 Grad heiße Wasser über hohe Felsen in ausgemauerte Schwimmbecken, sondern direkt daneben stürzt auch noch ein eiskalter Wasserfall von den Bergen herunter und macht ganz exquisite Wassermischungen möglich. So ähnlich wie in Chile oben am Tatio!!
Zwangsläufig werden wir auch auf das Thema Ökotourismus angesprochen. Die Thermalbäder, die Berg-Vulkan-Landschaft, die Guaduawälder, der ewige Frühling der Kaffeezone – das alles eingebunden in mehrtägige Exkursionen mit dem Jeep, zu Pferd, sogar mit dem Rad ist fraglos ein hoch interessantes Potenzial, um die Wirtschaft und die sozialen Verhält-nisse hier draußen neu zu stabilisieren. Wenn wir dazu beitragen können, tragen wir sicher auch ein bisschen zur Friedenssicherung in dieser Region, diesem Land bei. Ich denke, irgendwie hat das vielleicht mehr mit Ostern zu tun als die Selbstgeisselungen am Karfreitag.

SomosSINA-Team prüft Guadua-Wald auf Öko-Tourismus-Tauglichkeit

Goldminen gegen Drogen - mitten im Regenwald des Putumayo

Es ist erst 2 Tage her, da konnte ich bei der feierlichen Übergabe eines Ausbildungszentrums teilnehmen, an dem unser Geologe Dr. Ibrahim Abu-Abed entscheidend mitgewirkt hat. Abu wird weiterhin aus meinem Projekt "SomosSINA" finanziert und ich bin genauso froh darüber wie er selbst. Denn ich war sicher, daß sein äußerst schwieriges und gefährliches Projekt von den kolumbianischen Behörden nicht zu Ende geführt worden wäre. Das Ausbildungszentrum, das er aufgebaut hat, liegt in dem gottverlassenen Kaff Puerto Limón und das liegt mitten im Einflußbereich der FARC, weil mitten im Produktionsgebiet der Cocablätter und der Kokain-Küchen – und eben einer Goldader.....

Abu war trotz seiner äußerst stillen Art der Motor des Programms zur Minimierung der Umweltschäden bei der Goldgewinnung im Südwesten Kolumbiens. Wir konnten jetzt die wichtige grundlegende Phase des Ausbildungszentrums für Gold-Bergleute in Puerto Limón (*Zitronenhafen*) an die kolumbianischen Projektträger übergeben. Ich hatte unseren deutschen Botschafter überreden können, dieses Ereignis durch seine Anwesenheit zu beehren. In Begleitung des Umweltministers waren wir in einer zweimotorigen Beechcraft (das ist eine kleine Röhre, die mit viel Getöse durch die Luft fliegt und in die ein Normaleuropäer fast nur auf den Knien rein- und rausrutschen kann) in den Putumayo geflogen, den kolumbianischen Süden. Nach 2 Stunden Flug entlang der Andenkette mit einzelnen schneebedeckten Vulkangipfeln, die sich über die Wolkendecke schoben, landeten wir in einem winzigen Nest, Villa Garzón auf 400 m Höhe am Eingang nach Amazonien. Wir landeten auf einen militärisch extrem befestigten Flugfeld inmitten der sogenannten „roten Zone“. Wenn es nicht wegen des Ministers und des Botschafters gewesen wäre, hätten uns die Militärs gar nicht in das winzige Flughafengebäude hinein gelassen. Denn da drinnen war alles zu Mannschaftsquartieren umgebaut worden.

Wir standen dann irgendwie unsere 20 Minuten in der prallen Sonne, der Botschafter mit demselben Hütchen, das auch ich mir irgendwann in Leticia, in der Grenzstadt am Amazonas gekauft hatte und litt mit seiner weißen Bürohaut noch ein bisschen mehr unter der Hitze als ich. Dann kam ein kleiner Hubschrauber für 4 Gäste und nahm die ersten 4 von unserer Sechsergruppe mit. Der Hubschrauber stieg senkrecht auf, flog gerade mal 5 Minuten über den Dschungel hinüber zu dem noch kleineren Örtchen Puerto Limón und kam dort wieder senkrecht nieder – „um so besser dem möglichen feindlichen Beschuss auszuweichen…“ . Beide Ortschaften sind durch eine normale Staubstraße verbunden; 10 Minuten Autodistanz.

Bewohner von Puerto Limón erwarten die Autoritäten

Abu hatte den Aufbau eines ansprechenden kleinen Ausbildungszentrums für Goldbergleute vorangebracht. In dem Holzbau befanden sich jetzt 2 Laborräume zur chemischen Analyse der schwermetallbelasteten Abwässer der Minen; dazu waren sehr einfache, aber praktische Geräte für die verschiedenen Arbeitsgänge der Bergleute entwickelt worden. Und für alle entsprechenden Fragen können ab jetzt in Puerto Limón Aus- und Fortbildung für die Bergleute stattfinden. Alle Schulkinder des Ortes waren da, die Frauengruppen und Vertreter der Bauern und natürlich die Bergleute selber. Ein buntes Gemisch aus indianischen und negriden Gesichtern. Einige außerordentlich attraktive Menschen darunter, wie das bei diesen Mischungen nicht selten vorkommt. Man hatte eine Plattform errichtet, da wurden dann der Minister, der Botschafter, meine Wenigkeit, der Gouverneur, der Bürgermeister, ein paar Offiziere, eine Musikband hochgeschoben, auf Stühle gesetzt und dann kamen jede Menge Dankesreden, die Autoritäten hefteten sich gegenseitig Orden an und an jeder Ecke blinkten die Gewehre der Soldaten, die das alles gegen die immer gegenwärtige „Bedrohung der öffentlichen Ordnung“ von außen sichern mussten.
Ich habe mich wirklich für Abu gefreut. Er war hier sehr erfolgreich gewesen und ist bei den Mineros gut angekommen. Abu hätte vor allen anderen die Ehrungen noch ostentativer erfahren müssen. Für mich selber konnte ich anschliessend noch die Gelegenheit nutzen, um weitere Schritte unserer Arbeit mit Umweltminister und Gouverneur für Amazonien anzusprechen. Denn der neue Gouverneur war über den sich hier im Süden täglich stärker artikulierenden Widerstand gegen den „Plan Colombia“ und die Sprühaktionen gegen die Coca-Felder sehr beunruhigt und machte Vorschläge, wie wir uns dabei einbringen könnten.

Abus Ehrung für seine Öko-Goldwaschanlage
Abu = 1. von links
Sigi = 3. von links
Botschafter = 3. von rechts

Zum Glück setzten die heftigen Regenschauer erst ein nachdem die Feierlichkeiten vorbei waren. Der Hubschrauber brauchte etwas länger, um in der Regenwand den Acker zu finden, auf dem er landen und uns einladen konnte. Wir waren schnell nass bis auf die Knochen. Aber es war wenigstens warm hier an der Eingangstür nach Amazonien.

Zurück in Bogotá ging wie immer die Morgensonne über meiner Terrasse auf. Ich sammelte, wie immer, die trockenen Eukalyptusblätter ein, um damit abends den Kamin anzuzünden. Wie immer um diese Jahreszeit ist es auch an diesem Morgen ziemlich frisch in Bogota, aber etwas weniger kriegsmäßig als da unten in Puerto Limón. Und bestimmt - wie immer - werden meine Pflanzen auf der Terrasse wieder von den Kolibris besucht.

►▼◄

UNTERWEGS MIT HOFFNUNGSTRÄGERN EINER NEUEN POLITISCHEN KULTUR

Indigenes Überleben am Amazonas

Bisher hatte ich dienstlich mit Regenwald nur in Peru zu tun gehabt. Wir hatten damals in Iquitos ein DED-Projekt mit einem Entwicklungshelfer und bei unserem Familienausflug von Lima nach Pucallpa waren wir schon bis zu einem der Quellflüsse des Amazonas, dem Ucayali, vorgestoßen. Jetzt, in Kolumbien, hatte mein Team – in Absprache mit dem Umweltministerium und unterstützt von Indianer-Vertretern, die in Bogotá eine Kontaktstelle zur Regierung unterhalten und zusammen mit einer von Holland geförderten NRO - ein großes Treffen in Leticia organisiert, das erste sog. **Amazonas-Forum**.
Der Flug von Bogotá über die Anden war wie das Hineingleiten in ein endloses Wattemeer. Watte oben, unten, rechts, links. Denn es hatte in den letzten Wochen sehr viel geregnet und die Luft war noch immer gefüllt mit diesem tropischen Watte-Dampf. Erst nach einer Stunde Brummen ließ sich der Flieger so tief fallen, dass wir unter die Wolken gelangten und unten die großen Zubringerströme des Amazonas erkennbar wurden: Rio Guatequía, Rio Caquetá, Rio Putumayo. Jeder einzelne von ihnen ist hier schon ein großer träger Fluss. Gut erkennbar auch die zahllosen Nebenflüsse. Alle zusammen beeilten sich, mit tropischem Tempo, den noch größeren, breiteren, trägen Amazonas zu füttern. In der nächsten Stunde änderte sich da unten nicht viel. Gerade durch die Langeweile verfallen die einen in Flug-Dösen; die anderen schauen genauer hin, um im grünen Meer vielleicht doch etwas zu entdecken.

am Río Caquetá wechseln die Grün-Töne dort, wo weißes Pulver produziert wird

Und dann ist da tatsächlich plötzlich eine kleine Häuseransammlung in einer Flussbiegung. Zu erkennen sind nur ein paar weiße Punkte. Deutlich zu erkennen ist aber das hellere Grün verglichen mit dem dunklen Urwald-Grün. Weiße Punkte und helles Grün – das sieht ziemlich eindeutig nach Coca-Plantagen und Arbeiterhütten oder sogar Cocain-Küchen aus. Die Lage am Fluß paßt perfekt dazu. Denn in diesen Cocain-Küchen wird meist nur das Vorprodukt, die sog. Pasta Básica hergestellt und in kleinen Booten zum Amazonas transportiert, wo die Ladungen zusammengestellt werden und i.d.R. auf Flössen unter illegal geschlagenem Tropenholz versteckt werden, um vom Dreiländereck Leticia (Kolumbien-Brasilien-Peru) in den globalen Norden weiterzureisen. Nach Leticia wollte ich jetzt.
Von Leticia war als erstes eine intakte Flugpiste zu sehen. Dann gewinnt Kolumbiens größte Stadt am Amazonas mit ihren 30.000 Einwohnern deutlichere Konturen. Unter den Urwaldriesen kann ich es nicht ausmachen, ich weiß nur, daß dort unten das wohl teuerste Casino Kolumbiens betrieben wird. Und von meinem Nachbarn kommt die Anmerkung mit einem Achselzucken: „das da kontrolliert kein Finanzbeamter und kein Polizist...“. Wie eh und je fließt dort mitten im Urwald der heiße Strom an Drogendollars ebenso gewaltig, wie die natürlichen Wasser zum Amazonas strömen.
Leticia stand deutlich sichtbar bis zur Hüfte im Wasser als sich die Maschine zur Landung in die Kurve legte. Als ich das letzte Mal vor ein paar Monaten hierher musste, lag der Wasserspiegel um ein paar Meter tiefer. Aber damit kann ja jeder hier unten leben. Mir fielen die stündlichen Pegelmeldungen ein, wenn in Köln das Hochwasser die 9 Meter überschreitet und die ersten Liter über die Rheindeiche in die Altstadt schwappen. In Leticia steht in Flussnähe alles auf Stelzen. Keine Deiche. Der Fluss wird respektiert und - trotz allem - nicht verbaut.
Jetzt hieß es, eine Woche in dieser schwülen Feuchte auszuhalten, weil wir von unserem zentralen Projekt SomosSINA aus den Versuch unterstützen, die wichtigsten Akteure im kolumbianische Amazonien an einen Tisch zu bringen, um allmäääähhhhlich mehr miteinander statt gegeneinander zu arbeiten. Also die diversen Indianervölker und ihre Organisationen, die Siedler (colonos), die aus vielerlei Gründen immer tiefer in den Regenwald eindringen, die Holzfäller, die Viehzüchter, die nationale Regierung, die regionalen Behörden, die Mitarbeiter der Naturparks, die NROs - und trotzdem fehlen in dieser Liste noch ein paar: die Drogenhändler, die Guerrilla, die Holzschmuggler, der bunte Haufen der korrupten Beamten.

Leticia, Uferpromenade mit den Füssen im Amazonas

Ohne sie, ohne „die Bösen“ können „die Guten“ nicht wirklich den Regenwald respektieren und

ihn nachhaltig nutzen. Der Bürgermeister der Stadt, der Gouverneur des Departaments und die Vielen, die wiederum von ihnen abhängen, hängen zu ganz großen Teilen an der Nadel der Drogendollars. Leticia ist ein ganz wichtiger Exporthafen für kolumbianische Drogen. Dass der Schmuggel bei Nacht passiert, hat dabei fast einen Hauch von Romantik, denn niemand behindert diese illegale Fracht. Wenn sehr große Holzflöße aus einem der Nebenflüsse unweit von Leticia in den Amazonas gelenkt werden, dann muss jeder Zöllner und Polizist blind und taub zugleich sein, um diese Transporte nicht wahrzunehmen. Aber die Flösse stehen unter dem bewaffneten Schutz der Paramilitärs, denn die handfeste Menge an Cocain-Paketen haben im Zweifelsfall einen weit höheren Marktwert als die tropischen Baumstämme. Hier also waren wir gelandet. Unsere Konferenz stand unter dem Motto, die Chancen für ein **ständiges Amazonas-Forum** zu prüfen, zu prüfen, ob unter den extrem schwierigen Bedingungen nicht doch Bündnisse zwischen den einzelnen Gruppierungen und Organisationen, zwischen Staat und Zivilgesellschaft eine Chance haben, die unheilige Allianz aus Drogenhandel, Holzraub, Korruption aufzuweichen und allmählich andere Entwicklungswege in dieser für die Erde insgesamt so wichtigen Region einzuleiten. Die Veranstaltung mit gut 100 Teilnehmern fand im mit Abstand besten Hotel des Ortes statt (als Gast akzeptiert wurde allerdings nur, wer sich mit den großen Hauspapagaien und Tukanen gut stellte).

Papagai prüft Teilnahmeberechtigung in Leticia

Mir ist nie so deutlich geworden wie in dieser Woche, dass die Indianerorganisationen mindestens genauso korrupt sind, so politisch unsauber operieren wie die „weiße“ Gegenwelt und dabei optimal die Opfer-Rolle ausspielen, wo immer es passt. Die Indianer-Dachorganisation für die Amazonasregion – OPIAC - verkauft sich als der naturgegebene Waldschützer, die einzig legitimierten Bewohner des Waldes, die einzigen wirklichen Kenner der Artenvielfalt des Regenwaldes und damit als die einzigen, die ohne weitere Hinterfragung alle Formen von finanzieller Hilfe erhalten müssen, die auch möglichst unkontrolliert fließen soll, weil es die historische Schuld der Weißen gegenüber den Indianern gibt. An allen diesen Punkten ist ja viel dran. Nur kann man aus dieser Position heraus keinen Dialog aufbauen. Die Spannungen zwischen den indigenen Funktionären und den anderen Gruppen blieben daher groß und werden sich auch durch eine beliebig hohe Anzahl ähnlicher Foren möglicherweise kaum abbauen lassen. Unsere Kenntnis der Indianer-Organisationen und unser Verhalten gegenüber indigenen Organisationen muss erheblich tiefer gehen, wir müssen lernen, die Zwischentöne und Gesten und Körpersprachen richtig zu lesen. Und wir müssen viel besser die Interessenwelten und Interessenkonflikte zwischen den vielen Indianervölkern in Amazonien verstehen lernen, um ein qualifizierter Dialogpartner auf Augenhöhe zu sein.
Andererseits bin ich nicht sicher, dass die „weisen Männer“ und Schamane der Indigenen immer das komplexe Spiel der Drogenmafia, die den Wald als Schutzraum benötigen oder der Pharmakonzerne, die die Kenntnisse um die Biodiversität des Waldes benötigen oder der Neusiedler, die

aus anderen Landesteilen hierher flüchten oder der Ministerialen, die ihre Entscheidungen mit Blick auf Bogotá treffen, ob sie das alles durchschauen. Wir müssen also ein Partnerverhältnis zu ihnen aufbauen und nicht aus Schuldgefühlen heraus agieren, wenn wir hier unten ernsthaft eine nachhaltige Entwicklung voranbringen wollen....
Schon während der Konferenz saß ich immer wieder mit meinen eigenen Mitarbeitern zusammen, aber auch mit dem Vertreter der niederländischen Botschaft, mit einigen NRO-Vertretern und jungen Repräsentanten von Amazonas-Völkern, die als Studenten in Bogota in einem gemeinsamen Haus lebten, um besser zu verstehen, was hier eigentlich im Vordergrund und was im Hintergrund abging. Eindrucksvoll für mich waren vor allem die Verhaltensweisen, das politische Taktieren der einzelnen Interessenvertreter, die Manipulationsversuche, auch die Einschüchterungsversuche etwa der Neusiedler gegenüber den indigenen Uraltbewohnern. Und wie die Indianerorganisationen und einige ihrer Funktionäre auf hohem Niveau dieses Spiel mitzuspielen verstanden. Am Ende hielten wir ein sehr schlichtes Ergebnis in Händen – wobei die Teilnehmer aus Leticia mir versicherten, dass sich hier zum ersten Mal grundverschiedene soziale Gruppierungen der Region an denselben Tisch setzten und miteinander sprachen und stritten. So gesehen, wenigstens ein wichtiger erster Schritt hin zu einem vorstellbaren Erfolg …
Während unserer Konferenz ging das normale Leben in Leticia natürlich weiter.

Leticia, normaler Alltag

Und dieses normale Leben kann den starken Einfluß von Brasilien nicht verhehlen.

Leticia, mit brasilianischem Karneval

Leticia wird nicht nur beim Karneval von seinem großen Nachbarn beeinflußt. Das ganz normale Alltagsleben kennt keine und respektiert keine Grenze. Tabatinga ist daher eher ein internationaler autochtoner Hafen am Amazonas als dezidiert brasilianisches Hoheitsgebiet.

Leticia-Tabatinga, Hafen am Amazonas

Und dann war da noch der zweitägige Ausflug in den Nationalpark *Amacayacu*. Mit einer kleinen Gruppe der Teilnehmer hatten wir uns zu dieser Bootsfahrt den Amazonas aufwärts verabredet. Zum einen, um manchen unangenehmen Beobachter unserer Konferenz abzuschütteln und offen miteinander sprechen zu können. Zum anderen, um noch etwas unmittelbarer als im Hotel an das Thema selbst heranzukommen: Amazonien.
Wir sind mit drei kleinen Booten stromaufwärts gefahren bis zu einem enormen See mitten im Amazonas (klingt ein bisschen merkwürdig, hängt aber mit dem Hoch- und Niedrigwasser im Amazonas zusammen), wo ich bisher vergeblich versucht hatte, ein paar gute Delphin-Fotos zustande zu kriegen. Auch jetzt sammelten sich dort die grauen und die rosaroten Süßwasser-Delphine und drehten um die neugierigen Besucher ihre Pirouetten und schnauften gewaltig. Aber statt zu fotografieren, liessen wir uns mit ein paar Leuten lieber ins Wasser fallen. Denn hier bedrohten uns weder Piranhas noch Kaimane; vielmehr half das Wegtauchen erstmal wieder ein bisschen gegen die ungemein aggressiven Mosquitos und einmal im Amazonas zu schwimmen war auch schon immer einer meiner Träume gewesen.

Bananenfrühstück im Amazonas, ohne Piranhas ….

Als man mich wieder ins Boot gehievt hatte und ich ein paar Augenblicke zum Trocknen auf dem Bootsrand saß erinnerte mich alles auf einmal an eine ähnliche Szenerie im Yarinacocha-See drüben in Peru, wo mein DED-Kollege Burckhard und ich ein Stückchen in den See hinausge-

schwommen waren und plötzlich große Rückenflossen vor uns aus dem Wasser auftauchten. Wir hatten beide instinktiv an Haie gedacht und waren so schnell wie nie wieder zurück ans Ufer gestrampelt. Erst vom sicheren Strand erkannten wir die rosa-farbigen großen Delphine, die uns nur belustigt nachschauten.
Jetzt waren wir allerdings alle sehr schnell zurück in der Wirklichkeit, denn die Mosquitos hatten schon wieder auf Angriff geschaltet und dagegen half jetzt nur der Fahrtwind unserer Motorboote. Im Nationalpark Amacayacu hatten sie einige einfache Holzhütten, eine Küche und einen großen Gemeinschaftsschlafraum auf Pfähle gestellt, durch Holzstege miteinander verbunden und mit einer großen Veranda davor, auf der wir noch gemütlicher gesessen hätten, wenn wir nicht den größten Teil unserer Restenergien für den Windmühlenkampf gegen die Mosquitos gebraucht hätten. Aus alter Erfahrung hatte ich schon in Leticia nach wirksamem Mückenschutz gefragt. Einer der indigenen Teilnehmer unserer Konferenz hatte mir dabei von der schwarzen Seife erzählt, die die Waldbewohner hier aus verschiedenen Pflanzen gemischt mit irgendwelcher Asche und Sonstigem herstellen, um sich selber gegen die Plagegeister zu schützen. Eine Schachtel mit dieser Seife hatte ich jetzt auch dabei, aber es war offenbar nur Seife-*lite*, denn die Stiche gingen weiterhin durch Jeanshosen, dicke Socken, langärmlige Hemden wie durch Butter in der Sonne. Wirklich schlimm ist es dann in der Nacht, wenn das Mosquitonetz nicht hundertprozentig dicht an der Hängematte anliegt oder irgendeine Masche gerissen ist. Die Antimückenspiralen, die wir in der Nacht im Schlafsaal abbrannten, halfen nur ein bisschen gegen diverse andere Waldbewohner, nicht gegen die Blutsauger. Mit dem Gedanken daran, dass Amacayacu auf Quechua Hängemattenfluss heisst und der Frage, wieso hierher ein Quechua-Wort den Weg gefunden hatte, schlief ich dann irgendwann ein.

Hotel Amacayacu am Amazonas

Es war erst mein zweiter Besuch im Nationalpark Amacayacu. Diesmal hatte der Amazonas, wie gesagt, Hochwasser. Wir konnten daher nicht – wie beim ersten Mal – durch den Wald zu irgendwelchen Indianersiedlungen marschieren. Fortbewegung funktionierte nur im Kanu.
In der Nacht hatte es, wie immer, heftig geregnet. Das Wasser zwischen den Bäumen war am nächsten Morgen aber nicht weiter gestiegen. Ganz überrascht hatten wir jeder ein Spiegelei zum Frühstück erhalten und hievten uns dann in die schmalen Kanus zur Paddeltour durch den überschwemmten Regenwald. Ich selber hatte einen kleinen Wunsch geäußert, nämlich zu den Riesenbäumen zu paddeln, die ich in der Trockenzeit einmal erklettert hatte, um einmal im Leben über das Urwalddach zu spazieren.
Damals hatte mich meine Kollegin Iris aus Deutschland begleitet. Wir waren mit einem Indio-Führer einige Stunden durch den trockenen Regenwald marschiert, an kleinen, versteckten Siedlungen der Tikuna-Indianer vorbei, immer weiter bis zu zwei 60 Meter hohen Bäumen (Ceibas). Dort hat-

ten Forscher auf etwa 30 Meter Höhe eine einfache Hängebrücke mit 60 Meter Spannweite geknüpft, um besser das Leben oben in der canopy, der Dachetage des Regenwaldes, beobachten zu können.

ähnlich wie diese canopy-Brücke in Costa Rica, war zuvor die von Amacayacu konstruiert gewesen

Ich hatte damals heftig geatmet, um über die Strickleiter zur Hängebrücke hoch zu klettern, danach diesen faszinierenden Blick über das grüne Blätterdach des Amazonas in mich aufgenommen, hatte begeistert aus der nächsten Nähe Affen und Kolibris und Papageien und Epiphyten fotografiert; aber dann nur noch die Luft angehalten, um mich am anderen Ende der Brücke völlig ungeübt abzuseilen. Alles hatte irgendwie funktioniert. Nur die Kamera hatte beim Abstieg einen Schlag abbekommen und alle Fotos waren verloren. Wir paddelten jetzt also zu dieser Hängebrükke, zum puente del dosel.
Inzwischen machte sie allerdings einen etwas brüchigen Eindruck. Es gab auch keine Strickleiter mehr. Keine Chance, noch einmal da hinauf zu klettern. Der Wasserweg war dennoch nicht umsonst gewesen. Wir glitten in unserem Kanu 3 oder vier Meter über dem damaligen Pfad durchs Wasser und sahen unter uns jede Mensche Fische, die von den süßen Samen der Bäume lebten und diese - ähnlich wie sonst die Vögel - weit im Regenwald verteilten und so zur natürlichen Regeneration des Waldes ihr Teil beitragen. Wir sahen aber auch die faszinierende Flexibilität der Ameisen. Ihre großen Bauten, an denen man in der Trockenzeit oft vorbei kommt, hatten sie jetzt in die sichere Höhe von fünf oder sechs Meter über dem Erdboden auf große Bäume umgebettet. Ihre Fressstrassen waren dieselben, hoch zur Canopy, nur der Weg zum Bau war jetzt etwas kürzer und ihrer Nahrungspalette fehlten die süßen Früchte am Boden. Amacayacu war eine äußerst hilfreiche Ergänzung zu unserer hochpolitischen Konferenz in Leticia. Dabei war diese Exkursion keineswegs völlig frei von unseren Themen in Leticia. Denn am nächsten Tag sahen wir eines der großen Holzflöße, das wahrscheinlich drüben in Peru gestartet war und jetzt kurz über kolumbianisches Territorium glitt, an einem der beiden Ufer mit Cocain angereichert worden war und sich nun hinüber nach Brasilien treiben ließ, um dort abzuliefern. Ich sprach den Umweltminister, der noch in Leticia war, auf beides an, auf das illegal geschlagene Tropenholz und auf den damit kaschierten Drogentransport. Juan Mayr setzte sich umgehend mit dem Gouverneur und dem Polizeichef zusammen. Sie orderten einen Hubschrauber, überflogen das Länderdreieck. Aber es blieb bei dieser Geste. Gouverneur und Polizeichef wollten in Leticia noch eine Weile überleben....

Zurück in Bogotá wurde mit den Indio-Vertretern, die in Bogota ein Gemeinschaftshaus führen und Vertretern des Umweltministeriums eine ausführliche Evaluierung der ganzen Veranstaltung vorgenommen und über Alternativen solcher Veranstaltungen nachgedacht. Ich konnte mich selber dem Vorschlag der Indio-Vertreter anschließen, die Zusammenarbeit mit den einzelnen Akteursgruppen stärker auf einzelne Regionen herunterzubrechen als von Amazonien insgesamt auszugehen. Dieses riesige Gebiet ist einfach zu vielfältig gestrickt mit seinen vielen regionalen Unter-

schieden - angefangen von Naturreservaten doppelt so groß wie Holland, wo durch Zufall herauskommt, dass darin ein unbekannter Nomadenstamm lebt, über die illegal tätigen Holzfällerfirmen bis hin zu den ständig erweiterten Coca-Anbaugebieten in den höher gelegenen Regionen des Regenwaldes.[12]

improvisierte Forums-Auswertung zur Überbrückung von 6 Stunden Wartezeit am Flughafen Leticia

Indigener Widerstand gegen staatliche Repression

(Brief-Auszug, Juni 2003:)
Ihr kennt ja mein Arbeitsmotto: immer auch nach den guten Nachrichten suchen. Und da gibt es eine:
Trotz aller gewaltsamen und rechtlichen Einschränkungen hat Zivilgesellschaft auch in Kolumbien überlebt – auch dank starker internationaler Solidarität aus Europa wie aus den USA und Kanada. Es gibt sie sehr stark im Menschenrechtsbereich, es gibt sie im kommunalpolitischen Bereich; es gibt sie zum Glück auch im umweltpolitischen Bereich. Zu den wichtigsten Säulen der kolumbianischen Zivilgesellschaft gehören heute Organisationen der ***indigenen Bevölkerungsgruppen****. Kolumbiens Statistik spricht von mehr als 80 verschiedenen Ethnien, davon einige mit wenigen hundert Köpfen, andere mit einigen tausend. Für sie alle sitzen 3 indigene Senatoren - von der Verfassung abgesichert - im 100-köpfigen Senat der Republik. Dennoch bleiben die auch international sichtbarsten Vertretungen der indigenen Bevölkerung ihre NROs. ONIC ist wiederum der Dachverband der diversen indigenen NROs in Kolumbien.[13] ONIC hat die Regierung Uribe schon Ende 2002 öffentlich aufgefordert, die Militäroffensive gegen die Guerrilla in den Gebieten der indigenen Gemeinschaft, für die sie verfassungsgemäß Teilautonomie besitzen, unverzüglich einzustellen. Das galt auch etwa im Chocó, im Gebiet der Emberá Katío, wo die FARC-Guerrilla kürzlich wieder einen indigenen Anführer erschossen und 800 Ureinwohner vertrieben hat. Und wo wir uns seinerzeit gegen die Unterstützung der Umweltbehörde entschieden hatten – wegen ausufernder Korruption.*

[12] *Daß bislang unbekannte Ethnien immer wieder in den Amazonas-Regionen entdeckt werden, u.a. weil die illegalen Holzfäller, die Drogenschmuggler, aber auch Spürtrupps von Pharmakonzernen und schließlich Anthropologen in ihre bislang geschlossenen Lebensräume vordringen, zeigte zuletzt der SPIEGEL-online Bericht vom 02.02.2012: „Isolierte Indianer in Peru. Tod am Dschungelfluss". Darin wird eine ähnliche Situation aus dem Manú-Nationalpark in Peru geschildert, wie sie letztlich auch für den Amacayacu denkbar ist*

[13] Organización Nacional Indígena de Colombia, *ONIC;* gegründet 1982 anläßlich eines Kongreß der indigenen Völker Kolumbiens, wobei es schon vor dem Ersten Weltkrieg indigene Vorgängerorganisationen gab

Das Volk der Emberá Katío bewohnt einen für den Drogen- und Waffenhandel strategisch wichtigen Landkorridor im kolumbianischen Regenwald des Chocó, nahe der panamaischen Grenze. Die Dorfvorsteher der indigenen Gemeinschaften bitten hier die Behörden seit mehr als einem Jahr, ihnen ausschließlich humanitäre Hilfe zukommen zu lassen und keinen militärischen Schutz zu leisten. Die Emberá Katío - wie andere indigene Gemeinschaften auch - sind gegen Militäraktionen, weil diese gegen die Rechte der Zivilbevölkerung verstoßen, die Risiken von Repressalien durch Guerrilla und Paras erhöhen und zum Teil für die Zwangsvertreibungen verantwortlich sind.
In der Region liefern sich die illegalen bewaffneten Gruppierungen untereinander einen Krieg auf Leben und Tod, in den die Ureinwohner gegen ihren erklärten Willen hineingezogen werden. Infolge dessen werden permanent Mitglieder dieser Ethnie erschossen, weil sie angeblich mit der einen oder anderen Gruppierung von Guerrilla oder von Paramilitärs sympathisierten. In den letzten zwei Jahren hat die Ethnie 16 Mitglieder auf diese Weise verloren, darunter vier Anführer. Und es sind keine „versehentlichen" Morde. Denn die Emberá Katío machen nur zwei Prozent der 42 Millionen Kolumbianer aus, aber ihre Territorien erstrecken sich über 27 Prozent der nationalen Landesfläche, darunter nicht nur die „Drogenkorridore", sondern auch strategisch wichtige Entwicklungsregionen mit den international gefragten Ressourcen Wald, Wasser, Biodiversität.
*Ich bin sicher, Nachrichten wie die grausamen Indianer-Morde der jüngsten Zeit gerade im Chocó, gelangen nicht bis zu euch im nur von Wahl-Kämpfen geschüttelten Deutschland. Die Brutalitäten von Guerrilla und Paras gegen Indigene haben seit Mai 2002 einen „Markennamen": **Bojayá**. Eigentlich ein kleiner unbedeutender Ort am Río Atrato. Aber eben doch nicht ganz unbedeutend, weil er in einer der wichtigen Durchgangskorridore für Cocain raus und Waffen rein liegt. Nebenbei gesagt, ist es genau der Río Atrato, der zu den schnellst fließenden Flüssen der Erde gehört und ursprünglich angedacht war, die Rolle des Panama-Kanals zu übernehmen. Immerhin ist er bis Quibdó, wo wir damals unsere Projektprüfung durchgeführt hatten, bei der Miriam dabei war, schiffbar. Also genau hier am mittleren Atrato war es im Mai zu einem tagelangen Gefecht zwischen Guerrilla und Paras gekommen. Die offiziellen Truppen, die hier hätten eingreifen müssen, liessen sich wegen schlechten Wetters entschuldigen und warteten lieber in Medellin das Ende der Kämpfe ab. Derweil starben rd. 120 Personen - Männer, Frauen, Kinder - in der Dorfkirche von Bojayá. Sie hatten dort Schutz gesucht, woraufhin die kämpfenden Einheiten die Kirche ganz bewusst unter schweren Beschuss genommen hatten. Motiv ?? Die Überlebenden des Massakers und ihre Nachbarn leben seither in kollektivem Schock. Proteste hatte es in vielen anderen Teilen Kolumbiens und international gegen die damalige Regierung Pastrana gegeben. Die Antwort der aktuellen Regierung Uribe war u.a. die Verhängung des Ausnahmezustands und das Zugeständnis kriegsrechtlicher Kompetenzen für die Militärkommandeure.*
Die indigenen Vertreter protestieren zunächst schriftlich bei der Regierung gegen diese Situation und gegen das Verschleppen ihrer Jugendlichen durch Guerrilla und Paramilitärs. Aber sie organisieren auch sehr sichtbar ihren Widerstand durch tagelange Märsche zu den Provinzhauptstädten etc.. Sie informieren darüber auch die Medien und beziehen damit die Öffentlichkeit mit ein. Die indigenen Völker haben allerdings auch begonnen, über den Tellerrand der reinen Menschenrechtsverletzungen zu schauen. Sie sehen, dass es in den ihnen zugesprochenen großen Landstrichen (resguardos) fast immer auch um das Thema Ressourcenzugang, Ressourcenverfügung, Ressourcenmanagement geht. Die indigenen Organisationen haben daher angefangen, ihren Widerstand gegen die Gewaltakte auch von den Fragen der geistigen Eigentumsrechte her, von den UN-Konventionen über Biodiversität und Artenschutz her zu organisieren und sich dabei auf die Vereinbarungen der WTO und die internationale Vereinbarungen über kommerzialisierbares geistiges Eigentum (TRIPs) zu stützen. Denn die indigenen Völker sitzen meist auf einer der wichtigsten Schatztruhen der Menschheit, den Regionen mit hoher Artenvielfalt. Und diese Biodiversität ist nichts weniger als unser aller Überlebenssicherung, also letztendlich deutlich wertvoller als die Zivilisationsressource Erdöl oder der aktuelle Drogenhandel. Zu den Widerstandsformen der indigenen

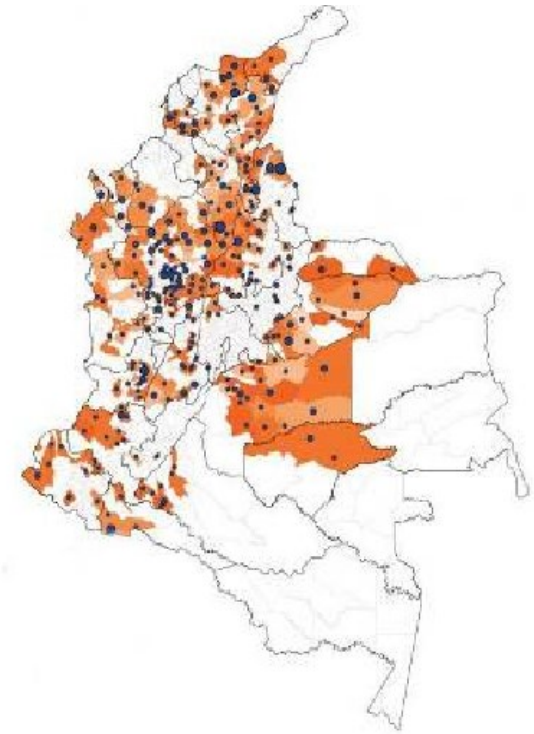
Völker gehören folgerichtig auch schon übernationale Dachorganisationen, wie etwa COICA, der Zusammenschluss indigener Organisationen des Amazonas-Tieflandes von Kolumbien, Ecuador, Peru, Bolivien, Brasilien, Venezuela... Es entwickeln sich also Widerstandstrategien von Qualität und Umfang, die in wenigen Jahren jeder Regierung in Kolumbien und den Nachbarrepubliken politisch zu schaffen machen können. Und da das Thema Ressourcensicherung und Ressourcenschutz in dem Maße auch an politischer Bedeutung gewinnt, in dem die Weltbevölkerung wächst, könnte entsprechend das politische Gewicht der indigenen Völker im globalen Maßstab wachsen (Konjunktiv!).
Ich bin nach wie vor froh, daß wir nach unserer damaligen Projektprüfung im Chocó ein Engagement der GTZ dort abgelehnt hatten. Aber diese brutalen Aktionen gegen die indigene Bevölkerung machen andererseits deutlich, daß wir an der Idee des Foro Amazonico festhalten müssen. Es ist die für uns gangbare Ebene der Unterstützung indigener Identitäten und hält die Tür zu „einer anderen Welt" einen Spalt breit offen. Ich hatte über unsere damaligen Eindrücken ein paar Zeilen aus Quibdó im Chocó geschrieben. Vielleicht sind sie sogar in Oberhausen angekommen.[14]

Uribe bleibt bei seiner Gleichung : Indigene + NROs = Terroristen

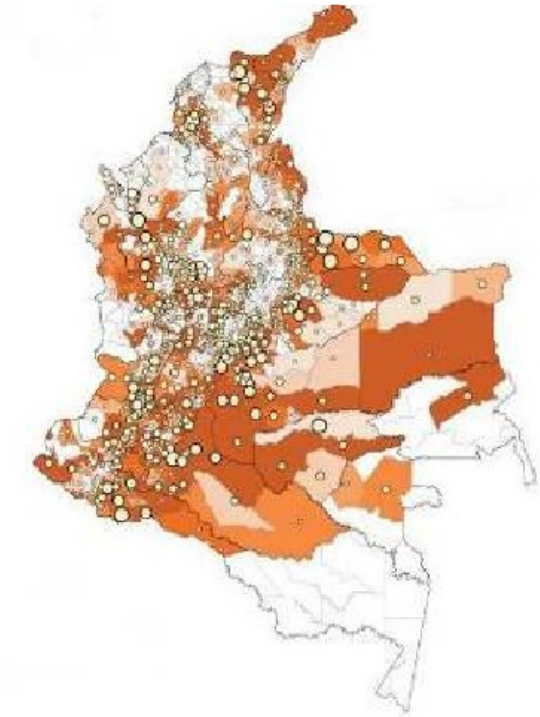
Meine Projekte zur Umweltpolitik wurden in den deutsch-kolumbianischen Regierungsverhandlungen leider von vornherein auf das hiesige Umweltministerium zugeschnitten. Unter der Regierung Pastrana besaß dieses Ministerium durchaus noch politische Autonomie. Unter Uribe wurde der politische Stellenwert dieses Ministeriums erheblich eingeschränkt und Umweltpolitik musste sich anderen Zielen im Regierungsprogramm beugen. Jetzt besteht ein Grossteil meiner direkten und indirekten Arbeit darin, diesen Alleinvertretungsanspruch des Umweltministeriums für unser Projekt SomosSINA auf andere gesellschaftliche Akteure stärker auszuweiten, damit wenigstens ein Teil unserer Aktivitäten seinen geplanten Zweck erfüllt: nämlich die Bedingungen für nachhaltige Entwicklung in Kolumbien zu verbessern und gesellschaftlich zu verankern. Normalerweise sind die Nichtregierungsorganisationen ein ganz wichtiger Teil der dafür benötigten Akteure. Im Fall von Kolumbien ist auch das ein bisschen anders. Hier bezeichnen die Regierungen und besonders Uribes Regierung die NROs als Terrorismusfreunde. Dagegen sind jetzt ganz aktuell die Entwicklungsorganisation der Vereinten Nationen (UNDP) und die schwedische Entwicklungshilfe (SIDA) auf die Bühne getreten, um die NROs gegen allzu unqualifizierte Anwürfe von Regierungsmitgliedern zu schützen. UNDP hat in dem Zusammenhang Vorschläge zur Beilegung der Kriegshandlungen im Lande vorgelegt und den NROs dabei eine konstruktive Rolle zugeschrieben.[15]
Das Papier, das die NRO-Bemühungen um eine "Entbrutalisierung" der seit über 40 Jahren anhaltenden Kämpfe ausdrücklich würdigt, fordert die Regierung Uribe auf, den militärischen Weg zu beenden, dem vor allem Zivilisten zum Opfer fallen. Im Jahr 2002 wurden um die 30.000 ermordete Menschen gezählt. Wie viele davon jeweils auf die Auseinandersetzungen zwischen Regierung, linken Rebellen, rechten Paramilitärs, Drogen-Mafia und marodierenden kriminellen Banden zurückgehen, lässt sich nicht genau feststellen. Eine staatliche Institution (Fundación Social) gibt den Anteil dieser „politischen Morde" mit gut 20% an. Das sind pro Jahr (!) doppelt so viele wie in Chile während der gesamten 16 ½ Jahre Diktatur an „Verschwundenen" gezählt wurden. [16]

[14] s. weiter oben den Abschnitt „Abstecher in den Chocó"
[15] Hernando Gómez Buendía u.a.: *El conflicto, callejón con salida. Informe Nacional de Desarrollo Humano para Colombia* – 2003 (im Auftrag von UNDP)
[16] Mitte 2012 werden insgesamt schon rd. 5 Millionen Gewaltopfer durch diesen inszwischen rd. ein halbes Jahrhundert andauernden Machtkampf in Kolumbien beklagt (die Tageszeitung EL Tiempo, Bogotá, 8.4.2012: „Ley de víctimas fijó el 9 de abril como día de la memoria."

Das Autorenteam des UNDP-Papiers unter Führung des in Kolumbien sehr bekannten Journalisten Hernando Gómez Buendía sieht in den feudalen Strukturen des ländlichen Kolumbiens eine der wichtigsten Ursachen für die jahrzehntelangen Konflikte in diesem Land. Aus den Recherchen geht hervor, dass 1996 11.570 Großgrundbesitzer, von denen sich nicht nur einzelne als Drogenhändler betätigen, im Besitz von insgesamt 22,6 Millionen Hektar Land waren, während sich 2,2 Millionen Kleinbauern 2,2 Millionen Hektar teilen mussten. Vor diesem Hintergrund verweist der Bericht u.a. darauf, dass die Guerrilla für einen Umsturz nicht den nötigen Rückhalt in der Bevölkerung besitzt. Darüber sei sich die Regierung im Klaren und habe deshalb keine Eile, Reformen durchzuführen, die eine Beendigung des Krieges begünstigten.



Gewaltakte, die von der FARC (links) und den Paras (rechts) zwischen 1995 und 2005 initiiert wurden (Quelle: H. Gómez Buendía)



Die Empfehlung, die wir in unseren Projekten schon die ganze Zeit über verfolgten, lautete in der Studie: die Nichtregierungs-organisationen stärken, um die Chancen auf eine Beendigung des Krieges zu wahren oder zu erhöhen. Genau das stieß bei Uribe auf taube Ohren. Nach der Veröffentlichung dieses Berichts, der Kritik an seiner Re-gierung übt, ist der Staatschef zum Angriff auf die lokalen Menschenrechtsgruppen übergegangen. Er bezeichnete sie Anfang der Woche erneut als "Freunde des Terrorismus". Wahrscheinlich meint er damit gerade auch solche exponierten Stimmen, wie die der todesmutigen Bürgermeisterin Gloria Cuartas im Städtchen Apartadó nahe der Grenze zu Panama, deren Büchlein "Respeto a la vida" auch ins Deutsche übersetzt und einigen Menschen jenseits von Kolumbien die Augen über die verqueren Beziehungen zwischen staatlichen und terroristischen Gewalttätern geöffnet hat.[17]

[17] Gloria Cuartas ist ehemalige Bürgermeisterin der Provinzstadt Apartadó im konfliktreichen Grenzland mit Panama. Für ihren erheblichen Mut gegenüber Paramilitärs und FARC wurde sie von der Unesco als „Bürgermeisterin für den Frieden“ ausgezeichnet. Ich kannte bis dahin nur das deutsche Taschenbuch: „Gloria Cuartas: Bürgermeisterin für den Frieden: Porträt der kolumbianischen Menschenrechts-kämpferin“ von 1999

Eine andere Welt ist möglich – mit NROs in Porto Alegre (Jan 2003)

Wir mußten etwas tun. Die politische Führung Kolumbiens hatte sich eindeutig hinter den „Plan Colombia“ der USA gestellt und gleichzeitig die eigene Zivilgesellschaft als Terroristen beschimpft. Ich wollte zeigen, daß wir genau diese Zivilgesellschaft als Voraussetzung ansagen, um überhaupt noch in Kolumbien sinnvoll weiterzuarbeiten. Finanziert aus dem Projekt SomosSINA lud ich einige Vertreter kolumbianischer NROs zum **3. Weltsozialforum in Porto Alegre** (WSF) ein - und bin auch gleich selber mitgefahren. 1992 hatte ich eine ähnliche Reise mit NROs aus Chile zum damaligen UN-Gipfel für Umwelt und Entwicklung in Rio organisiert und wir hatten für die interne chilenische Umweltdebatte nach Pinochets Abgang durchaus eine gewisse Wirkungen erzielt.
Jetzt (Januar 2003) ging es also wieder nach Brasilien, ein Stückchen weiter südlich von Rio (1.500 Km), nach Porto Alegre mit seinen 1,5 Mio Bewohnern, seiner seit 12 Jahren im Amt befindlichen Regierung der Arbeiterpartei (Lulas PT). Dieses Porto Alegre ist die Hauptstadt des südlichsten Staates in Brasilien (Rio Grande do Sul), der unmittelbar an Uruguay und Argentinien grenzt. Dabei ist dieser Süd-Staat alleine schon größer als ganz Uruguay ….
Die Stadt liegt ungefähr auf der Höhe von La Serena in Chiles Norden und das heißt, jetzt im Sommer ist es dort mollig warm. Die vielleicht 150.000 Teilnehmer des 3. WSF und vor allem die Jugendlichen aus aller Welt (30.000) würden in ihren Zelten sicher nicht frieren. Viele Probleme hatten dagegen die Organisatoren. Es war wohl in erster Linie die hohe Zahl der Teilnehmer, die alle Erwartungen übertroffen hatte und zu einer ganzen Reihe logistischer Engpässe führte. Dabei waren die Unterkünfte – glaube ich – ausreichend, denn die Stadtverwaltung wie auch viele Bürger sind äußerst solidarisch gegenüber dem WSF und stellen – teilweise zu rein symbolischen Preisen – Zimmer und Häuser zur Verfügung. Problematischer war vor allem die Übersicht über das Programm, über die vielleicht 1.300 verschiedenen Veranstaltungen – von so zentralen politischen Vorträgen wie dem von Noam Chomsky (Massachussetts Institute) und der indischen Autorin Arundhati Roy („König der kleinen Dinge“) oder dem Besuch des venezolanischen Präsidenten Chavez und vor allem der open-air Veranstaltung mit Präsident Lula (150.000 Teilnehmer) bis zu kleinen workshops mit NROs oder Indianergruppen oder Darstellungen der FES und der GTZ.
Das offizielle Motto dieses Forum lautete „Eine andere Welt ist möglich“. Es war genau das Motto, unter dem auch unsere Zusammenarbeit mit den Bauern in Nariño stand. Die Philosophie des WSF lautete noch deutlicher: die andere Dimension von Weltentwicklung sichtbar machen, die beim Weltwirtschaftsforum in Davos weitgehend fehlt, die soziale und die ökologische. Auf diese vordringlichen Fragen aufmerksam zu machen, ist nicht zuletzt mit Hilfe der 4.000 Journalisten gelungen, die in Pto Alegre dabei waren. Und natürlich stand diesmal ganz besonders stark die Friedensfrage im Rampenlicht – schließlich führte Präsident Bush intensiv Krieg im Irak. Und da die US-Bevölkerung zum Glück auch nicht nur aus Bush-Anhängern besteht, waren auch einige hundert US-Organisationen vertreten, die sich mit Chomsky in der Verurteilung der Kriegspolitik der Bush-Regierung einig sind. Es war also auch in starkem Masse ein Anti-Bush-Forum. Nicht zu übersehen war, daß von den vielen Teilnehmern aus dem globalen Süden der Anti-Bush per se in Brasiliens Staatspräsident Luiz Inácio **Lula** da Silva gesehen wurde.
Ich kenne ja Lula auch persönlich von seinen Besuchen bei der FES in Bonn etc. Und bei aller persönlichen Sympathie sehe ich ein bißchen die Gefahr, dass er in zahlreichen Drittwelt-Ländern als ein neuer Messias der Linken gesehen wird. Diesen Anspruch wird er nur bedingt erfüllen, weil er eine ganze Reihe pragmatischer Konzessionen an das nationale und das internationale Kapital machen musste, um wenigsten einen Teil seiner Sozialreformen durchsetzen zu können. In Brasilien ist die Euphorie zur Zeit allerdings noch sehr groß. Ich war daher wirklich gespannt, ob nach Ablauf des ersten Regierungsjahres die aufkommende Kritik von Teilen seiner eigenen Partei eventuell größer sein wird als die Anti-Lula-Interviews der Wall-Street-Kapitäne... Erst als Lula bei seiner erneuten Kandidatur 2018 bei den Umfragen in Führung lag und gleichzeitig der US-Präsi-

dent D. Trump hieß, schaffte es der ultrakonservative, mit den brasilianischen Militärs eng verbundene Bolsonaro und seine Förderer, Lula einige Monate vor der Präsidentschaftswahl ins Gefängnis zu bringen. Bolsonaro gewann dadurch die Wahl, bekannte sich zum größten Fan von D. Trump, setzte demonstrativ auf die Militärs und beförderte den „Lula-Richter“ sofort zu seinem Justizminister. [18]

Porto Alegre 2003, die Jugend der Welt lauscht Präsident Lula – unmittelbar bevor dieser nach Davos reist zum Gipfel der Welt-Wirtschaft, um dort die Philosophie des WSF zu vertreten

Wenn WSF also die enorme weltweite Unterstützung für die Friedens- und die Sozialfragen dieser Welt sehr deutlich sichtbar machen konnte, dann bleibt auf der konkreten Handlungsebene trotzdem noch sehr viel zu tun, um das Motto von Porto Alegre - "*eine andere Welt ist möglich*" - praktisch umzusetzen. Denn wie erläutere ich einem matrifokalen chilenischen Mapuche-Indianer die komplexen Arbeitsbedingungen einer Frauen-NRO in der indischen Kastengesellschaft...?

Pto Alegre 2003, Massenandrang zum Podium mit Arundhati Roy („Gott der kleinen Dinge“) und Noam Chomsky (Anti-Globalisierer)

Weltbekannte Systemkritiker, wie Noam Chomsky, haben solche Fragen in riesigen Massenveranstaltungen beim WSF auch theoretisch behandelt: wie lässt sich die Macht des Eigentums oder

[18] Bericht der Süddeutschen Zeitung vom 11.6.2019: „Neue Zweifel an Urteil gegen Lula“

derjenigen Akteure brechen, die Elite-positionen monopolisieren; wie läßt sich die Abkopplung vom Globalisierungsprozeß organisieren? In den vielen kleinen Gruppen, die sich nach solchen High-lights des Programms in allen möglichen Ecken des WSF-Geländes oder in der Stadt Porto Alegre zusammen hockten, um weiter zu diskutieren – in diesen vielen Gruppen wurden ebenso viele unterschiedliche Standpunkte und strategische Überlegungen vorgetragen – und nur in Ausnahmefällen wurde dabei etwas zusammengebunden. Verschiedene Taktiken, je nach Kulturkreis, nach jugendlicher oder alternder Gesellschaft, nach informationeller Vernetzung etc. müssen ausgelotet werden, um vor allem dem grenzenlosen Wachstumsfetischismus unserer Zeit und der alles beherrschenden Geldgier Grenzen zu setzen.

Wir, die Jugend der Welt, suchen & finden uns in Porto Alegre
und wir, die Jugend der Welt, sind da ganz sicher:
eine andere Welt ist möglich

Über meine wichtige Mitarbeiterin Olga-Sofia hatte ich direkten Kontakt zur Familie ihres Bruders Felix, der in Pto Alegre lebt und schon am ersten Abend mit der Einladung zu seiner Familie gewedelt hatte. Wir haben endlos über unseren praktischen Ansatz von „eine andere Welt ist möglich“ diskutiert und er als Bogotaner kannte nicht das uralte indigene Prinzip der „Minga“, der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der andinen Dörfer, das wir in Nariño mit unseren 2 Projekten stärken. Dabei ist genau dieser Ansatz schon ein Beitrag zur Abwehr des Konsumterrors, den der globale Norden überall durchsetzt.
Dafür erinnerte mich Felix seinerseits daran, daß in Porto Alegre schon ein ganz anderer wichtiger Baustein für eine andere Welt funktioniert, nämlich bürgerliche Mitbestimmung in der Kommunalpolitik. Das Stichwort dazu heißt im Portugiesischen **Orçamento Participativo** (mitbestimmter Bürgerhaushalt). Besonders Porto Alegre wurde seit 1988 Paradebeispiel für solche Bürgerbeteiligung bei der Budget-Planung. Auf Initiative der Bürgermeister der Arbeiterpartei PT wurde das Stadtgebiet in 16 Bezirke eingeteilt und in jedem Bezirk haben die insgesamt vielleicht 1.000 NROs (Bürgerorganisationen) das Recht, ihr Vertretergremium einzurichten, um den Dialog mit der Stadtverwaltung zu führen. Die Stadtverwaltung legt - wie andernorts auch - ihren nächsten Haushaltsplan vor und ist dann allerdings gehalten, sich mit Alternativvorschlägen der Bürgervertretungen auseinanderzusetzen, um eine tragfähige Form der Maßnahmenplanung und der Finanzierung

der beschlossenen Projekte zu finden. Die Bürgerinteressen in den einzelnen Stadtbezirken sollen dabei weitgehend berücksichtigt werden – auch wenn die letzte Entscheidung im Stadtrat gefällt wird. Beispiel: der Stadtrat plant eine Stadtautobahn. In den davon betroffenen Stadtteilen möchten die Bürger aber lieber zwei neue Schulen, 3 Kindergärten bauen oder die Grünanlagen erweitern und melden genau das über ihre NROs zurück. Damit setzt die Diskussion über Alternativen für die nächste Runde der Haushaltsplanung ein und endet irgendwann mit irgendeinem Kompromiss. Die kolumbianischen NROs an meiner Seite dachten an ihre eigenen Gemeinden und hielten einen ähnlichen Bürgerhaushalt bei sich zu Hause für machbar. Zumindest sollte es einen Versuch wert sein. Wir konnten einen Termin bei der Stadtverwaltung vereinbaren. Das war - trotz der Weltkonferenz - weniger schwer als es zunächst scheint. Denn ich hatte als FES in meiner bonner Zeit (ich glaube, 1998) ein Mal den Bürgermeister von Pto Alegre nach Bonn und Berlin eingeladen und wir hatten dort sehr angeregte Gespräche mit unseren deutschen Bürgermeistern über die Erfahrungen aus Pto Alegre führen können (besonders Frau Dieckmann in Bonn hatte sich sehr interessiert gezeigt).

Am Ende eines langen Arbeitstages lautete die Losung
allerdings sehr brasilianisch auch in Porto Alegre : ***Samba***

Die Rückreise ging wieder über Rio und Manaus. Aber diesen Rückflug traten nicht alle gemeinsam an. Deswegen setzte ich mich noch einmal mit der für unsere Projektarbeit besonders wichtigen kolumbianischen NRO Ecofondo zu einer ersten Auswertung zusammen. Wir fragten uns: was haben wir durch die vielen Kontakte für unsere gemeinsame Arbeit in Kolumbien gelernt? Wir fanden natürlich schnell eine ganze Reihe von Punkten und hatten auch erste Ideen, wie wir was finanzieren würden. Die Einzelheiten sollte Rafael Colmenares, der Direktor der NRO *Ecofondo*, während des Rückflugs mit den KollegInnen ausdiskutieren. Ich selber wollte mit Hilfe meiner Gastgeber gerne noch einen Blick in das Umland von Porto Alegre riskieren.

erstes Auswertungsgespräch mit Rafael Colmenares (Ecofondo)

Ich hatte privat bei Olgas Bruder Felix wohnen können, also ein Kolumbianer, der sich hier mit einer Brasilianerin verheiratet hatte. Und beide kamen ganz offenbar bestens mit dieser kulturellen Symbiose zurecht. Und sie wollten mir unbedingt etwas vom Charakter ihrer großen Stadt und der näheren Umgebung zeigen, von dieser wirklich schönen Millionenstadt Porto Alegre (vielleicht die grünste in ganz Brasilien), von der gewaltigen Seenlandschaft ringsum, auch den nicht zu übersehenden Einfluss deutscher Zivilisation und Kultur an jeder zweiten Ecke. Ganz besonders schwärmten Felix und seine Frau Griselda von dem nur 100 Km entfernten "deutschen Schwarzwald-Städtchen", *Gramado*, mit seinen bayerischen Straßenzeilen und dem brasilianischen Wasserfall.

Kaskaden im Parque do Caracol, Gramado (Bras.)

Wir fuhren über Land. Niemand musste Angst haben vor der Guerrilla.... Dabei ging meine Erinnerung zurück zu ähnliche historischen, armutsbedingten deutschen Einflüsse bei den Auswanderern aus Tirol, aus dem Hunrück oder Westerwald, wie wir sie damals in Peru, in Pozuzo und Oxapampa angetroffen hatten. Ob sie auch schon von diesem Wasserfall begeistert waren?

►▼◄

Erfahrungen festhalten und weitergeben

Ich hatte schon in Bonn einen Teil meiner Freizeit genutzt, um an der Uni Bonn im Laufe der Jahre zweimal einen Lehrauftrag zu übernehmen (Politik, Soziologie). In Kolumbien kam eines Tages von der National-Universität in Bogotá auch die Anfrage, ob ich einen Lehrauftrag in dem Feld übernehmen könne, in dem ich tätig war: Entwicklungspolitik / Umweltpolitik. Ich sagte zu, allerdings mit der Einschränkung, daß ich keine Prüfungen abnehmen oder Klausuren schreiben lassen würde. Ich hatte einfach nicht genügend Zeit. Zeit nahm ich mir allerdings, um ein Buch zu diesen Themenbereichen zu schreiben, weil ich keine angemessenen Arbeitsmaterialien für unsere Seminare fand. Eine Bundeszentrale für Politische Bildung gab es in Kolumbien nicht. „Meine Frauen“ in SomosSINA mußten meine Textvorlage in gutes Spanisch übersetzen und ein befreundeter Verlag (eng liiert mit der FES in Kolumbien) übernahm die Buchveröffentlichung.

ER-Publikation in Kolumbien für Kolumbien
(„WEGE ERSCHLIEßEN FÜR NACHHALTIGE ENTWICKLUNG“)

Außer einer ganzen Reihe von Publikationen, die aus den einzelnen Projekten heraus entstanden und meist für ein bestimmtes Publikum gedacht waren, kam ich nur zu einem weiteren Buch, in dem (auf Deutsch) Kolumbien-Erfahrungen zusammengefaßt sind. Eigentlich ein Büchlein und auch in der Absicht geschrieben, daß Miriam sich später an diese Zeit in Kolumbien erinnert, die wir mit einigem Auf und Ab im Land zusammen verbrachten.

Blick zurück

Ich hatte besonders eine erfahrene Mitarbeiterin, die mich des Öfteren begleitete. Sie war Psychologin und sehr geeignet, um sich vorzustellen, wie würde dieses Land in 10 oder 15 Jahren aussehen. Würden unsere Initiativen dann irgendwelche Veränderungen bewirkt haben. Und wenn ja, welche und wo und bei wem?.... Diese unsere Gespräche füllen ein eigenes Buch und sind jedenfalls nicht mit einem eindeutigen „ja“ zu beantworten. Die Verhältnisse sind nicht danach.....

Selber hatte ich manchmal die widersprüchlichen Erfahrungen aus Chile vor Augen. Dort hatte es zahlreiche Demokratisierungsinitiativen gegeben und Regimewechsel. Dennoch war die Gewalt nicht automatisch verschwunden. Es hatte aber nach einigen demokratischen Jahren eine engagierte Jugend gegeben, die den Weg nach vorn suchte. Als ich 10 Jahre später vorsichtig auf Kolumbien zurückschaute, hatte sich die Realität nicht besonders weit in die Richtung unserer Initiativen von SomosSINA weiterentwickelt. Kolumbien ist nach wie vor durch massive gesellschaftliche Widersprüche gekennzeichnet. Aber auch hier bewegte sich die Jugend. Und das ließ auf jeden Fall hoffen .....

Indigene Demonstranten tragen Soldaten vom Militärstützpunkt Las Torres innerhalb ihres Indianerschutzgebietes im Nord-Cauca [19]

Gewaltfreie Studentenproteste gegen die privatisierte, sozialfeindliche Bildungspolitik, Nov. 2011, Bogotá[20]

[19] *Quelle: http://elpueblo.com.co/-continua-resistencia-indigena-en-el-cauca/*
[20] *Photo: Camila Castillo, Bogotá*